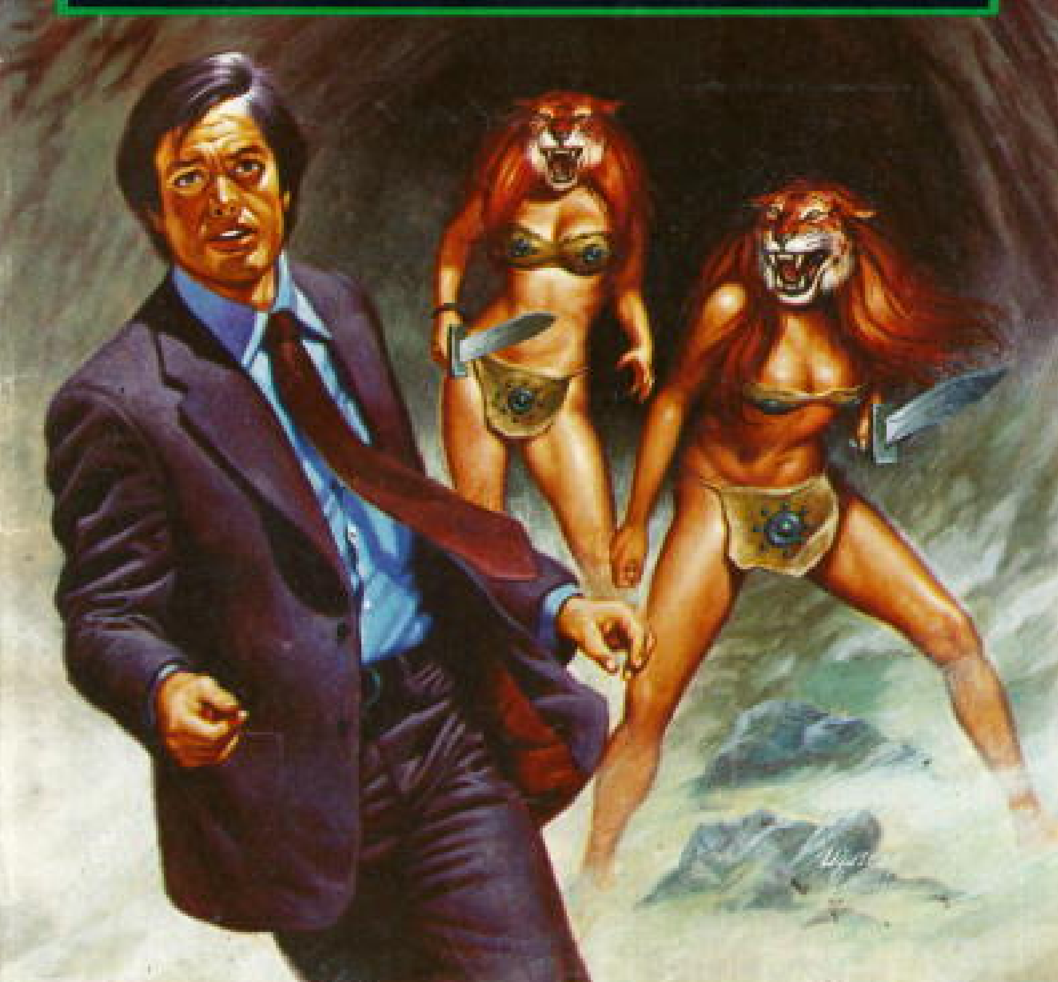
1,60 DM / Band 33
Schweiz Fr 1,20 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



In den Krallen der Tigerfrauen

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



In den Krallen der Tigerfrauen

Tony Ballard Nr. 33

von A.F.Morland

erschienen am 23.12.1983

In den Krallen der Tigerfrauen

Blond, blauäugig, groß und muskulös wie ein Germane war der Mann, den man für einen Menschen hätte halten können. Brian Colley nannte er sich, aber das war nicht sein richtiger Name.

In Wirklichkeit hieß er Thar-pex und stammte aus der Welt des Guten. Er war aus zwei wichtigen Gründen auf die Erde gekommen.

Erstens wollte er sich Daryl Crennas »Weißem Kreis« anschließen.

Und zweitens wollte er der gefährlichen Tigerfrau Agassmea das blutige Handwerk legen…

Vicky Bonney, meine bildhübsche Freundin, und ich gaben uns total spießbürgerlich. Ich hatte ein Glas Pernod neben mir stehen; meine Beine lagen auf dem Couchtisch; ich fühlte mich wohl, genoß es, einmal nichts zu tun zu haben, und glotzte einfach in die Röhre.

Wir hatten viel zu selten die Freude, so friedlich nebeneinanderzusitzen. In diesem Augenblick kamen wir uns wie ein Ehepaar vor, obwohl wir nicht verheiratet waren.

Die Gründe dafür waren in meinem Freundes- und Bekanntenkreis bekannt: Mein Job war zu gefährlich. Es wäre unverantwortlich gewesen, eine Familie zu gründen.

Die schwarze Macht lag ständig auf der Lauer. Überall spannte sie ihre Fallstricke, und ich konnte niemals sicher sein, ob ich mit heiler Haut durch alle Fallen kam.

Nein, eine Heirat, Kinder… Das war für Vicky und mich ausgeschlossen. Es war das Opfer, das wir bringen mußten und auch brachten. Ich legte meinen Arm um Vickeys Schultern.

Sie glitt näher an mich heran und lehnte ihren Kopf gegen mich.

Die Flut ihres goldenen Haares floß über mein Hemd. Wenn ich es mal so formulieren darf: Ich fühlte mich sauwohl, und ich konnte mich nicht erinnern, in letzter Zeit mal einen so angenehmen Abend verbracht zu haben.

Zumeist waren Hektik, Mißtrauen gegenüber Fremden und und Kämpfe auf Leben und Tod Trumpf, denn die Hölle gibt niemals Ruhe, und solange sie aktiv ist, werde ich sie bekämpfen.

Das hatte ich mir vor vielen Jahren geschworen, und daran fühlte ich mich immer noch gebunden. Im Fernsehen lief ein zwanzig Jahre alter deutscher Film: »Das Gasthaus an der Themse«.

Produziert nach einem Roman des Krimi-Meisters Edgar Wallace, dessen Bücher in in jungen Jahren regelrecht verschlungen hatte. Heute kam ich seltener zum Lesen, was natürlich nicht heißen soll, daß ich zum Büchermuffel geworden wäre.

Über den Bildschirm flimmerte das dramatische Finale. Aus den Bösen wurden Gute, aus den Guten Böse, und schließlich überführte der gutaussehende Inspektor von Scotland Yard den Polizeiarzt als Täter.

»Happy-End auf allen Linien«, sagte ich schmunzelnd, als der Film zu Ende war. Mittels Fernbedienung schaltete ich das Gerät ab und leerte mein Pernodglas.

»Ungewöhnlich, diese Stille«, stellte Vicky Bonney fest, ohne den Kopf von meiner Schulter zu nehmen.

»Ja, das stimmt«, sagte ich.

Normalerweise wohnten wir zu viert in diesem Haus: Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, ihr Freund, der Ex-Dämon Mr. Silver, Vicky und ich. Doch vor kurzem hatte eine Nachricht wie eine Bombe

eingeschlagen.

Mr. Silver hatte einen Sohn!

Der Ex-Dämon war seither völlig aus dem Häuschen.

Verständlich. Er wollte Silver II sehen. Aber es gab Schwierigkeiten. Niemand wußte, wo sich der junge Silberdämon befand.

Die Hexe Cuca hatte ihm das Leben geschenkt, dies aber Mr. Silver verheimlicht. Cuca war nur eine kurze Episode in Mr. Silvers Leben gewesen. Er hatte versucht, die wankelmütige Hexe auf die Seite des Guten zu ziehen, auf der er damals bereits stand.

Cuca war damit zunächst auch einverstanden gewesen, aber dann war sie aus zwei Gründen umgefallen: Erstens aus Angst vor Mago, dem Schwarzmagier, dem Jäger der abtrünnigen Hexen, und zweitens, weil Asmodis ihr versprach, sie mit größeren Kräften auszustatten, wodurch sie weit aus dem Hexenheer herausragen würde.

Mr. Silver trennte sich enttäuscht von ihr, ohne zu wissen, daß ihr kurzes Zusammensein nicht ohne Folgen geblieben war.

Später hörte er, feindliche Dämonen hätten Cuca gefangen und getötet. Daß sie noch lebte, wußte er erst seit kurzem. Cuca brachte in irgendeiner Dimension Silver II zur Welt und zog ihn im Sinne des Bösen auf.

Dadurch entstand ein weiteres Problem. Sollte es Mr. Silver gelingen, seinen Sohn zu finden, würden sie einander als Feinde gegenüberstehen — und vielleicht war der junge Silberdämon stark genug, den eigenen Vater zu töten…

Obwohl Mr. Silver das klar war, machten sie sich sofort auf die Suche nach dem Jungen. Gleichzeitig suchten sie auch Cuca, denn unter Umständen war es leichter, sie zu finden.

Aber würde sie verraten, wo Silver II lebte? Wußte sie es überhaupt? Die Antwort auf diese und viele andere Fragen hofften Roxane und Mr. Silver zu bekommen, sobald sie Cuca aufgestöbert hatten.

Okay, es war ein bißchen einsam in meinem Haus in der Chichester Road, aber das war mir nicht unangenehm. Ich wußte das Beste daraus zu machen und brauchte mich deswegen mit Vicky Bonney nicht einmal ins Schlafzimmer zurückzuziehen.

Sie trug einen weinroten, samtenen Hausanzug, unter den ich jetzt meine Hände schob. Ihre Haut war weich und warm. Ich tastete weiter.

Vicky trug keinen BH, hatte keinen nötig. Meine Freundin zeigte sich meinem Streicheln sehr zugänglich.

Sie seufzte wohlig und drehte mir das Gesicht zu.

Mit geschlossenen Augen bot sie mir ihren kirschroten Mund zum Kuß. Mir wurde warm. Ein angenehmer Rausch bemächtigte sich meiner, und ich vergaß die Welt um mich herum…

So hätte es immer sein können, wenn ich einen anderen Beruf gehabt

hätte. Doch ich war Dämonenjäger geworden und nahm meinen Job so ernst, wie er genommen werden mußte, wenn man Wert darauf legte, zu überleben.

Noch war es ein Abend, den ich am liebsten feuerrot in meinem Kalender angestrichen hätte. Wir wußten nicht, daß die schwarze Macht bereits wieder die Weichen gestellt hatte.

Und im Vertrauen gesagt, Freunde, wir wollten es in diesem gottvollen Moment — man möge es mir verzeihen — auch nicht wissen…

***

Er war ein wenig sonderbar, aber man hätte ihn nicht als abartig veranlagt bezeichen können. Er liebte das Besondere. Es gab ihm nichts, irgendein Callgirl anzurufen und zu sagen: »Hör mal Schätzchen, hier spricht Rob Andrews, der Unterhausabgeordnete, würdest du so nett sein und für zwei Stunden zu mir kommen?«

Sie hätte sofort ja gesagt. Nicht nur deshalb, weil er Unterhausabgeordneter war, sondern weil es ihr Geschäft war, mit Männern zu schlafen. Es war jedoch nicht der Preis, der ihn davon abhielt, denn Geld besaß Rob Andrews genug.

Was ihn störte, war diese prompte Bereitschaft, seine Wünsche zu erfüllen. Klar, so ein Callgirl hätte die Sache mit gekonnter Raffinesse erledigt, damit er auf seine Kosten kam.

Er gab zu, daß diese Mädchen ihr Geld wert waren. Sie leisteten seiner Meinung nach anständige Arbeit dafür, aber mehr war es nicht für sie. Nur Arbeit, die sie völlig kalt ließ.

Da brannte kein leidenschaftliches Feuer im Körper. Da loderte keine verzehrenden Flammen. Die Leidenschaft, die man geboten bekam, war gespielt, falsch, verlogen. Deshalb verzichtete Rob Andrews lieber darauf und beschritt zumeist andere Wege, um ans Ziel zu gelangen.

Er fuhr zum Beispiel gern mit der U-Bahn. Viele Bekanntschaften hatte er dort schon gemacht, und nicht wenige Mädchen hatten sich von ihm nicht nur ansprechen, sondern auch in seine Wohnung abschleppen lassen.

In seine Zweitwohnung allerdings, die er sich als perfektes Liebesnest ausbauen ließ, mit kreisrundem, schaukelndem Wasserbett und einem riesigen Spiegel an der Decke…

Andrews fuhr fast immer dieselbe Strecke. Deshalb kannte er die Situation bereits auswendig. Als nächste kam Edgeware Road. Dann folgte Royal Oak, Westbourne Park und so weiter.

Rob Andrews war ein gepflegter Mann, dunkelhaarig, mittleren Alters. Er war ein brillanter Rhetoriker, dessen geschliffene Reden im Unterhaus gut ankamen und stets ins Ziel trafen, was seine politischen Gregner natürlich jedesmal schmerzte.

Da er sich mit seinen Reden exponierte, hatte er nicht nur Freunde, das lag in der Natur der Sache. Manche seiner Gegner haßten ihn sogar und hätten sich gefreut, wenn ihn heute oder morgen der Schlag getroffen hätte.

Aber darauf warteten diese Leute vergeblich, denn Rob Andrews erfreute sich bester Gesundheit. Er betrieb reichlich Sport, ernährte sich gesund und rauchte nicht.

Es wäre schon ein Unglück nötig gewesen, damit Andrews das Zeitliche segnete. Da der Unterhausabgeordnete aber auch ein vorsichtiger und umsichtiger Mann war, war auch diese Möglichkeit größtenteils auszuschließen.

Bei der Haltestelle Aldersgrate war ein hübsches brünettes Minimädchen zugestiegen, das sofort Andrews' Aufmerksamkeit weckte.

Vor allem ihre großen, dunklen Samtaugen faszinierten ihn von Anfang an. Und sie hatte eine vollendete Figur.

Andrews hielt sie für eines dieser aufgeschlossenen, emanzipierten Mädchen, das es sich im Zeitalter der Pille erlaubte, nicht von vornherein zu jedem Mann nein zu sagen.

Sie ist einem kleinen Flirt bestimmt nicht abgeneigt, dachte Andrews. Wir könnten großen Spaß miteinander haben. Ein Drink in einer kleinen Bar würde alles leichter machen…

Unter Umständen würde er dezent durchblicken lassen, daß ihm die Sache auch ein paar Scheine wert wäre. Geld konnten diese jungen Dinger ja immer gebrauchen.

Warum sollte die Kleine von ihm kein Geschenk annehmen? Er war sicher, daß er sie damit nicht beleidigte. Er würde schon die richtigen Worte finden, damit sie nicht dachte, er hielte sie für eine… Gott weiß, was.

Sie hatte ihn längst bemerkt, und ein neues Spiel begann für ihn.

Ihre hübschen Plüschaugen hatten ihn nur kurz gestreift, aber er hatte Zeit gehabt, sie anzulächeln.

Und nun wartete er darauf, daß sie ihn wieder ansah. Dann würde er dieses freundliche Lächeln wiederholen.

Ein junger Mann nahm ihr gegenüber Platz. Er trug Jeans und ein schwarzes Polo-Shirt. Außer seiner Jugend hatte er nur noch eine gehörige Portion Frechheit zu bieten.

Er sprach das Mädchen an, und über Rob Andrews'

Nasenwurzel bildete sich eine unwillige V-Falte. Wie würde das Mädchen reagieren? Würde ihr gefallen, was dieser Grünschnabel zu ihr sagte? Fühlte sie sich von seiner Jugend mehr angesprochen als von Rob Andrews?

Zog sie Jeans und Polo-Shirt einem eleganten Maßanzug vor?

Anscheinend nicht. Andrews hatte den Eindruck, der Junge hätte

nicht den richtigen Ton gefunden.

Das Mädchen blickte ihr Gegenüber ärgerlich an und schaute dann durch das Fenster. Jedenfalls sah es so aus. In Wirklichkeit aber richtete sie ihren Blick durch das spiegelnde Glas auf Rob Andrews, und er vermeinte in ihren großen Augen die Bitte erkennen zu können, er möge ihr helfen, möge sie von diesem lästigen Gesellen befreien.

Er freute sich darüber. Du hast echte Chancen bei ihr, sagte er sich. Du kommst besser an als dieser Lümmel.

Auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung wollte er jedoch jedes Aufsehen vermeiden, deshalb konnte er nicht zu dem Jungen hingehen und ihn auffordern, die junge Dame in Ruhe zu lassen.

Wenn der Bursche sich das nämlich nicht gefallen ließ, wenn er aufsprang und sich wütend auf ihn stürzte — diese jungen Leute sind ja so impulsiv —, würde es morgen in allen Zeitungen stehen: »Unterhausabgeordneter prügelt sich in der U-Bahn mit jugendlichem Fahrgast!«

Darüber würden seine politischen Gegner natürlich schadenfroh lachen. Das wäre Wasser auf ihre Mühlen, Öl in ihr Feuer gewesen. Doch diese Freude würde ihnen der fuchsschlaue Politiker nicht machen.

Bei der nächsten Station ging Rob Andrews näher an die beiden heran. Das Mädchen sollte sich durch seine Anwesenheit beschützt fühlen. Gleichzeitig wollte er den Jungen damit irritieren.

Es gelang ihm auch. Der Bursche musterte den aufgerückten Mann verstimmt. Es war ihm sichtlich unangenehm, daß Andrews nun jedes Wort mithören konnte. Das Mädchen schenkte dem Unterhausabgeordneten dafür einen dankbaren Blick.

Seine Augen sagten: Keine Sorge, ich bin in deiner Nähe, es kann dir nichts mehr passieren. Mit dem Jungen werden wir spielend fertig.

»Wie weit fährst du?« wollte der Junge wissen.

Keine Manieren, dachte Rob Andrews. Er duzt sie gleich, denkt, Erfolg zu haben, wenn er mit der Tür ins Haus fällt. So ein Spiel muß man langsam anlaufen lassen, du Rüpel. Sonst zieht sich das Mädchen in ihr Schneckenhaus zurück und kommt nicht mehr heraus.

Es mochte Mädchen geben, bei denen man auch auf diese plumpe Tour ankam, dazu gehörte dieses jedoch nicht. Man mußte unterscheiden können. Rob Andrews beherrschte das, der Typ im Polo-Shirt zum Glück nicht.

Dadurch verschaffte er dem Unterhausabgeordneten ungewollt einen beruhigenden Vorsprung. Rob Andrews konnte das nur recht sein. Er glaubte zu fühlen, daß es zwischen dem Mädchen und ihm bereits eine hauchdünne seelische Verbindung gab.

Er mußte sie nur noch verstärken, dann würde das die Nacht der

Nächte werden. Das Mädchen gab dem jungen Mann keine Antwort. Andrews fiel wieder auf, daß er von der Kleinen durch das Fensterglas angesehen wurde.

Er lächelte ihr aufmunternd zu und nickte kaum merklich.

Nickte sie ebenfalls? Oder bildete er sich das nur ein?

»Du siehst super aus, Baby«, sagte der Jeans-Typ. »Hast 'ne klasse Figur. Wie hältst du dich in Form? Mit Aerobic? Wow, ich würde dich irrsinnig gern mal tanzen sehen. Du bewegst dich bestimmt großartig. Wie'n Tier. So etwas gefällt mir. Da steh' ich drauf wie 'ne Eins!«

Er konnte sagen, was er wollte, das Mädchen würdigte ihn keines Blickes.

»Ich kenn' 'nen Tanzschuppen, der hat rund um die Uhr auf«, fuhr er fort. »Hast du Lust, noch 'ne kesse Sohle mit mir aufs Parkett zu legen?«

Im Lautsprecher wurde die nächste Station ausgerufen:

»Latimer Road.« Das Mädchen erhob sich.

»Dann eben nicht«, sagte der junge Mann. »Dämliche Ziege. Du weißt nicht, was dir entgeht.«

Rob Andrews ließ sie an sich vorbei. Der Duft ihres vollen, brünetten Haares wehte ihm ins Gesicht. Er genoß es. Latimer Road. Mußte er da nicht ebenfalls raus? Klar doch. Er lachte in sich hinein.

Wo dieses Mädchen ausstieg, da war auch er goldrichtig.

Blitzschnell überlegte er sich, welche Lokale es in der Nähe gab. Sie mußten natürlich einen seriösen Rahmen abgeben.

In eine Spelunke konnte er das Mädchen nicht einladen. Das war nicht sein Stil. Außerdem würde er dem ganzen damit einen billigen, desillusionierenden Anstrich geben.

Der Zug erreichte die Station, hielt an. Es stiegen nur wenige Leute aus. Zwei davon waren das Mädchen und Rob Andrews .

»Ein unverschämter Bengel!« begann der Politiker entrüstet. »Es mißfiel mir in höchstem Maße, daß er Sie auf diese primitive Weise belästigte. Aber Sie waren keine Sekunde in Gefahr. Schließlich befand ich mich in Ihrer Nähe. Lange hätte ich mir das Geschwätz nicht mehr angehört. Dann wäre ich mit Blitz und Donner dazwischengefahren, das können Sie mir glauben.«

»Nett von Ihnen. Haben Sie vielen Dank«, sagte das Mädchen und wollte schneller weitergehen, um von ihm fortzukommen.

Er ging ebenfalls rascher. »Das ist doch kein Grund, vor mir wegzulaufen.«

Der Zug fuhr weiter, verließ die Station.

»Hören Sie, wie wär's, wenn ich Sie noch zu einem Drink einladen würde?« sagte Rob Andrews.

»Ich lasse mich in der U-Bahn nicht ansprechen«, sagte das Mädchen abweisend.

Er schmunzelte. »Wir befinden uns nicht mehr in der Bahn.«
»Sie sind wohl Haarspalter von Beruf, was?« fragte sie schnippisch. »Ich nehme von fremden Männern keine Einladungen an.«
»Nun, ich verrate Ihnen gern meinen Namen.«
»Interessiert mich nicht«, sagte das Mädchen kalt.
»Ich bin Rob Andrews«, sagte er trotzdem, hoffend, daß sie seinen Namen schon mal gehört oder gelesen hatte.
»Der Unterhausabgeordnete«, sagte sie.
»Genau der. Sie sehen also, ich bin kein Sittenstrolch, vor dem Sie sich fürchten müssen.«
»Ich bin verlobt. Ich gehe mit keinen anderen Männern auf einen Drink, Mr. Andrews. Schon gar nicht um diese Zeit.«
»Ihr Mißtrauen wäre im allgemeinen berechtigt, in diesem Fall aber überflüssig. Nur ein Drink. Wenn Sie dann nach Hause gehen wollen, werde ich Sie bestimmt nicht aufhalten.«
Andrews baute auf seine Überredungskunst. Vielleicht blieb es nicht bei einem Glas, und möglicherweise ließ sich das Mädchen später dazu bewegen, mit ihm in ein Taxi zu steigen und sein Liebesnest aufzusuchen.
Er hatte die Erfahrung gemacht, daß es niemals richtig war, sofort aufzugeben, wenn eine Frau nein gesagt hatte. Viele von ihnen sagte zwar nein, meinten aber ja.
Es ist eine Spielregel, an die sich die Geschlechter halten, seit es sie gibt. Bestimmt hatte schon Eva nein gesagt und ja gemeint, und sie wäre Adam wohl sehr böse gewesen, wenn er diese Antwort einfach akzeptiert hätte.
Das Mädchen kippte mit dem Stöckelschuh um. Sie wäre gestürzt, wenn Andrews sie nicht blitzschnell aufgefangen hätte.
Er beging unwissentlich den Fehler, sie länger festzuhalten, als dies nötig gewesen wäre.
Sie wollte sich seinem Griff entwinden, doch er war im Moment von ihrer vitalen Schönheit, der er zum erstenmal so nahe war, so fasziniert, daß ihm das nicht auffiel.
»Lassen Sie mich los!« keuchte sie zornig. »Was fällt Ihnen ein…!«
Jetzt erst kam er wieder zu sich, und er gab sie frei, doch er konnte nicht verhindern, daß sie ihm entrüstet einen Stoß versetzte, in den sie erstaunlich viel Kraft legte.
Gleichzeitig versuchte sie ihm mit den Fingernägeln das Gesicht zu zerkratzen. Eine wilde Katze war sie. Er sah jedoch ihre Hand hochschnellen und nahm den Kopf so weit wie möglich zurück.
Ihr Schlag verfehlte ihn. Aber er stieß mit den Kniekehlen gegen ein Hindernis und landete auf einer Bank. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, wirbelte das Mädchen herum und ergriff die Flucht.
»Warten Sie!« rief ihr Rob Andrews nach. »So warten Sie doch! Ich

möchte mich entschuldigen!«

Sie blieb nicht stehen. Ihre Stöckel klickten auf die Rolltreppe zu, die sie dann hinauf hastete, als wäre der Teufel hinter ihrer Seele her. Rob Andrews schüttelte den Kopf.

»Verrücktes Huhn«, sagte er, ohne dem Mädchen böse zu sein.

Er war nur ein wenig enttäuscht, denn ihn hatte zum erstenmal seine Menschenkenntnis im Stich gelassen. Er hatte sich den weiteren Verlauf des Abends anders vorgestellt. Ganz anders.

Wie es nun aussah, würde er die Nacht allein verbringen müssen. Oder etwa doch nicht? Ein leises, metallisches Geräusch drang an sein Ohr. Er hob den Kopf — und traute seinen Augen nicht.

***

Vicky Bonney löste sich von mir mit einem wohligen Seufzer.

In ihren veilchenblauen Augen erkannte ich eine Glut, die mir verriet, wie sehr sie mich liebte.

Sie begab sich ins Bad, und ich wickelte ein Lakritzenbonbon aus dem Papier und schob es mir zwischen die Zähne. Wo mochten sich Roxane und Mr. Silver im Moment aufhalten?

War es ihnen bereits gelungen, eine Spur von Cuca zu entdecken? Ich wünschte ihnen einen raschen Erfolg, und das aus mehreren Gründen. Ich vermißte Roxane und den Ex-Dämon.

Vor allem der Hüne mit den Silberhaaren ging mir als Kampfgefährte ab. Kürzlich hätte ich seine Hilfe wieder sehr gut gebrauchen können, als der Parapsychologie-Professor Bernard Hale und sein Lieblingsschüler, der Chinese Chao Kai, mit mir gegen die Bestie Murdock Vidor kämpften. [1]

Vor vielen Jahren hatte dieses gefährliche, blutrünstige Ungeheuer schon einmal in der Nähe von Dartmoor sein Unwesen getrieben. Dann war es von der Hölle abgezogen und anderswo eingesetzt worden, doch Atax, die Seele des Teufels, der Herrscher der Spiegelwelt, ermöglichte Vidor die Rückkehr in sein grauenerregendes Schädelhaus.

Es war ein harter, erbitterter Kampf auf Leben und Tod, den wir zu guter Letzt für uns entschieden. Die Bestie versank im Todesmoor, und Professor Hale sorgte mit zahlreichen Dämonenbannern dafür, daß nichts, was bösen Ursprungs war, dieses Schreckenshaus jemals wieder betreten konnte.

Eine Gefahr war gebannt, doch es gab noch viele andere. Ich dachte unwillkürlich an meinen ehemaligen guten Freund Frank Esslin. Ein Herz und eine Seele war ich mit dem WHO-Arzt über viele Jahre hinweg gewesen.

Bis die Panne mit Rufus, dem Dämon mit den vielen Gesichtern, passierte. Rufus hatte die Fähigkeit besessen, sich selbst zu zerstören,

wenn er in die Enge getrieben wurde.

Auf dem Schiff der schwarzen Piraten war es wieder einmal soweit. Mr. Silver hatte den Dämon gestellt, aber Rufus schnappte sich Frank und zerstörte sich mit diesem, um später wie ein Phönix aus der Asche wieder aufzustehen.

Für Frank Esslin war das allerdings nicht so einfach. Er lebte nicht mehr, war aber auch nicht richtig tot. Er befand sich in einem Zwischenstadium, und wenn ihn Rufus nicht mit der Totenuhr, einem Energie-Vampir, wieder zum Leben erweckt hätte, hätte dieser Zustand nach wie vor angedauert.

Die Wiedererweckung unseres Freundes war für uns mit einer schrecklichen Erkenntnis verbunden. Frank Esslin lebte zwar wieder, aber er stand nicht mehr auf der Seite des Guten.

Er war zum Söldner der Hölle geworden.

Er schloß sich Rufus an, und der Dämon brachte ihm so einiges bei. Doch schließlich konnten wir den Dämon mit den vielen Gesichtern besiegen.

Dieses eine Mal waren wir schneller als er. Er konnte sich nicht rechtzeitig zerstören. Wir nahmen ihm die Arbeit ab. Ich mit dem Dämonendiskus, und Mr. Silver mit dem Höllenschwert, dieser Waffe mit dem stark ausgeprägten Eigenleben, die auf dem Amboß des Grauens für einen Dämon namens Loxagon geschmiedet worden war.

Frank schaffte es, uns zu entwischen. Er tauchte sofort unter, und seither habe ich ein verdammt flaues Gefühl im Bauch, denn Frank Esslin befindet sich im Besitz von gefährlichen Höllenpillen, mit deren Hilfe er jeden Menschen zum schrecklichen Ungeheuer machen kann.

Wir konnten davon ausgehen, daß er diese Pillen irgendwann anwenden würde. Immer wenn ich daran dachte, überlief es mich eiskalt. Auch jetzt wieder. Ich riß mich von diesen unerfreulichen Gedanken los und genoß den Geschmack der Lakritze.

Das Telefon schlug an. Reichlich spät für einen Anruf, dachte ich und quälte mich träge hoch. Lustlos nahm ich den Hörer ab.

»Ballard.«

»Entschuldigen Sie die Störung, Tony…« Es war der reiche Industrielle Tucker Peckinpah.

»Sie stören nie, Partner«, erwiderte ich.

»Nun, es ist immerhin schon…«

»Vergessen Sie's. Ich weiß, anständige Kinder liegen um diese Zeit längst im Bett. Aber ich bin weder ein Kind noch… Naja. Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Ich machte mir eben Gedanken über Silver II.«

»Es gibt wohl kaum jemanden in der Crew, der sich nicht mit diesem Thema beschäftigt. Schade, daß keiner von uns die entscheidende Idee kommt.«

»Vielleicht habe ich sie.«

»Lassen Sie hören«, verlangte ich.

»Hat schon mal jemand daran gedacht, Yuums Auge zu befragen?« wollte Tucker Peckinpah wissen.

Yuum, der Weise aus der Unendlichkeit, der Dreiäugige, wie man ihn auch nannte, war in der Lage, mit seinem dritten Auge, das sich in der Mitte seiner Stirn befand, Aktivitäten der Hölle zu sehen.

Daryl Crenna alias Pakka-dee war es gelungen, im Keller seines Hauses ein Auge an die Wand zu malen, das dem Yuums aufs Haar glich. Dadurch war es ihm möglich, den Weisen aus der Unendlichkeit zu beschwören und ihn zu bitten, dieses gemalte Auge zu beleben.

Es geschah, und seither verfügte der »Weiße Kreis« über eine Art Frühwarnsystem, das auf Höllenattacken aufmerksam machte. Der Haken an der an Sache war, daß Yuums Auge immer nur eine Ereignis zeigen konnte.

Wenn zwei, drei Dinge gleichzeitig passierten, wählte das Auge nach Dringlichkeit und Entfernung aus.

»Ihre Idee ist zwar gut, Partner, aber sie läßt sich leider nicht durchführen«, sagte ich.

»Wieso nicht?« wollte der Industrielle wissen.

»Yuums Auge reagiert von sich aus. Niemand kann es aktivieren, ihm einen Auftrag erteilen. Nicht einmal Pakka-dee schafft das.«

»Schade«, sagte Peckinpah enttäuscht.

»Tja, so ist das Leben, Partner: Hart und ungerecht. Aber es ist noch lange nicht aller Tage Abend. Ich bin sicher, Roxane und Mr. Silver finden eine Spur, die zu Cuca führt. Sobald sie sie gefunden haben, können wir nur hoffen, daß die Rabenmutter den Aufenthaltsort ihres Sohnes kennt.«

»Sie halten mich diesbezüglich auf dem laufenden, nicht wahr?«

»Klar, Partner. Sowie sich etwas Neues ergibt, erfahren Sie's.«

»Nun, dann will ich nicht länger stören. Ist Vicky zu Hause?«

»Ja, sie duscht.«

»Dann wünsche ich Ihnen noch viel Spaß bei dem, was Sie möglicherweise noch vorhaben«, sagte der Industrielle, und ich konnte förmlich sehen, wie er schelmisch grinste.

Ich bedankte mich, ohne zu erwähnen, daß sein Wunsch zu spät kam. Als ich auflegte, ahnte ich nicht, daß er bald wieder anrufen und mir einen unangenehmen Fall zuschanzen würde.

***

Der Mann aus der Welt des Guten — Brian Colley alias Thar-pex — irrte durch die Stadt. Verflixt, er hatte Agassmeas Spur verloren. Bis hierher war er ihr auf den Fersen geblieben.

Doch in London war sie untergetaucht und kam nicht mehr zum

Vorschein. Die Menschen, die in dieser Stadt lebten, schwebten in großer Gefahr, ohne es zu wissen.

Agassmea war ein gefährliches, mitleidloses Biest. Grausam und kaltblütig lebte sie ihren Trieb. Töten war ihre größte Leidenschaft, wobei ihr Opfer nicht unbedingt ein Mensch zu sein brauchte.

Sie hatte auch schon Dämonen zerfleischt und gefressen, und deren Kraft war auf sie übergegangen. Brian Colley alias Thar-pex machte sich nichts vor. Es würde nicht leicht sein, mit Agassmea fertigzuwerden.

Er konnte nur hoffen, daß seine übernatürlichen Fähigkeiten dazu ausreichen würden, der Tigerfrau den Garaus zu machen.

Sie hatte sehr lange in einer Amazonen-Welt gelebt, grausame Kriege geführt und feindliche Heere vernichtet.

Eines Tages gefiel ihr dieses Leben nicht mehr. Sie verließ ihre Welt und ihr Volk. Nur wenige Getreue nahm sie mit. Mit ihnen durchstreifte sie die Dimensionen, war im Niemandsland des Bösen, im Reich der grünen Schatten, in Protoc, der Welt der Pavian-Dämonen.

Sogar die Prä-Welt Coor suchte sie auf, doch dort war es ihr zu unruhig. Außerdem lebten auf Coor die Grausamen 5, mächtige Magier-Dämonen, denen Agassmea nicht ins Gehege kommen wollte.

Der Anführer der Grausamen 5 hieß Höllenfaust. Die Namen der andern waren Zero, Vulkan, Thoran und Radheera. Es paßte der Amazone nicht ins Konzept, sich mit den Grausamen 5 zu messen, deshalb verließ sie die Prä-Welt Coor bald wieder und suchte die Welt des Guten heim.

Grimmig erinnerte sich Thar-pex daran. Er hatte von Agassmeas Anwesenheit erfahren, kurz nachdem Fystanat die Welt des Guten verließ, um sich Pakkadees »Weißem Kreis«

anzuschließen.

Sie wütete schrecklich, und Thar-pex verlor einen sehr guten Freund. Das würde er Agassmea niemals verzeihen. Solange sie lebte, würde er keine Ruhe finden.

Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, Agassmea und ihre Getreuen zu vernichten. Eine Zeitlang war er der Amazone dicht auf den Fersen gewesen. Deshalb ärgerte es ihn nun besonders, daß er nicht wußte, wo sie sich versteckt hatte.

Der Stadtteil, in dem sich Thar-pex im Augenblick befand, hieß Paddington. Der Mann aus der Welt des Guten hatte das Gefühl, daß er wieder näher an Agassmea herangekommen war.

Das gab ihm Auftrieb. Er intensivierte die Suche und hoffte, in dieser Nacht damit Erfolg zu haben. Vielleicht würde er Agassmea nicht allein attackieren, wenn er erst einmal ihr Versteck kannte.

Es würde sich herausstellen, ob ihm die Zeit blieb, sich mit Pakka-

dee in Verbindung zu setzen, oder ob Agassmea ihn zwang, sofort zu handeln. Angestrengt konzentrierte er sich auf die Tigerfrau.

Welcher Weg führte zu ihr? Es gab leider keinen magischen Leitstrahl, der ihm die Richtung wies. Er konnte nur nach seinem Instinkt gehen, aber der konnte ihn auch in die Irre führen.

Dröhnende Motorräder brausten heran. Auf den mit allem erdenklichen Firlefanz überladenen Feuerstühlen saßen Rocker.

Sie waren betrunken und fuhren nun auf dem Gehsteig.

Grölend und lachend kamen sie auf Thar-pex zu. Er blieb stehen, die Hauswand im Rücken. Die schweren Maschinen knatterten ohrenbetäubend laut. Als der Rockerboß seinen

»Mustang« anhielt, folgten alle seinem Beispiel.

Thorpex war zwischen den Maschinen eingekeilt. Er hatte keine Angst vor diesen verwegen dreinblickenden Jugendlichen.

Sie wußten nicht, welche Kräfte in ihm steckten.

Er war schließlich kein Mensch. Sie hätten gut daran getan, ihn nicht zu reizen. Aber sie wollten ihren Spaß haben — und womöglich auch das Geld, das sich in seinen Taschen befand.

»Hallo, Kumpel!« schrie Cameron Moreno, der Rockerboß, in den Motorenlärm. Er drehte seine Maschine ab. »Schöner Abend, heute abend«, sagte er süffisant.

Ein Motor nach dem andern verstummte. Cameron Moreno legte die Beine auf die Lenkstange und lehnte sich an eine hochgezogene Chromlehne, an der zahlreiche Wimpel hingen.

»Wir sind heute besonders gut aufgelegt«, sagte Moreno. »Soll ich dir verraten, warum? Weil ich Geburtstag habe.«

Die andern lachten.

»Lacht nicht so dämlich. Klar hab' ich Geburtstag. Denkt ihr, man hat mich beim Wanzensuchen hinter dem Bild der Queen gefunden?«

Morenos Freunde schütteten sich aus vor Lachen.

»Die Idioten haben einiges geschluckt«, sagte der Rockerboß.

»Du darfst es ihnen nicht übelnehmen, daß sie sich wie Geisteskranke benehmen.«

Auch das fanden die Rocker so komisch, daß sie vor Lachen fast erstickten.

»Hat mich eine Menge Kies gekostet, die Kameraden so vollzukriegen«, sagte Moreno.

»Yeah«, dehnte einer seiner Freunde. »Das war nicht billig.«

»Kein Wunder, daß ich jetzt blank bin. Abgebrannt bin ich bis auf die Schuhsohlen«, sagte Cameron Moreno.

»Mir kommen gleich die Tränen«, sagte der andere Rocker. Er verzog das Gesicht heulte wie ein Schloßhund.

Grund genug für die andern, sofort wieder loszubrüllen.

»Kennst du ein Lokal, in dem man für Hosenknöpfe was kriegt?«

fragte der Rockerboß.
Thar-pex erwiderte nichts.
»Verdammt noch mal, mach's Maul auf!« schrie Moreno. »Ich habe dich etwas gefragt! Bist du stumm? Oder redest du bloß nicht mit jedem?«
»Ich bin nicht stumm«, antwortete Thar-pex.
»Na also«, knurrte Moreno.
»Und ich nehme an, daß es ein solches Lokal, nach dem du mich gefragt hast, in dieser Stadt nicht gibt.«
»So. Das nimmst du an. Du bist wohl nicht von hier, wie?«
»Nein.«
»Kommst von auswärts. Ein Hinterwäldler, der sich mal den Betrieb der Großstadt ansehen möchte. Hat Mami dir nicht gesagt, daß London ein verdammt gefährliches Pflaster für dämliche Bauern ist? Meine Güte, was kann einem hier nicht alles zustoßen. Du kannst von Glück reden, daß du uns begegnet bist. Wenn du möchtest, passen wir ein bißchen auf dich auf.«
»Das kann ich selbst«, erwiderte Thar-pex.
»Glaubst du.« Cameron Moreno nickte und spuckte ihm vor die Füße. »Billy-Boy!«
»Ja, Boß«, antwortete der Angesprochene. Er war der Größte von allen. Ein Drescher.
»Zeig ihm, daß er sich irrt!« verlangte Cameron Moreno.
Billy-Boy grinste breit. »Mit dem größten Vergnügen.« Er schickte sich an, abzusteigen.
Der Mann aus der Welt des Guten hob abwehrend beide Hände.
»Ich will mit euch keinen Ärger!«
»Sieht so aus, als ließe er sich nicht mehr vermeiden«, sagte Moreno.
Billy-Boy zögerte noch mit dem Absteigen.
»Na los«, blaffte ihn Cameron Moreno an. »Was habe ich gesagt?«
Der große, breitschultrige Rocker sprang von der Maschine. Er streifte sich einen Schlagring über.
Moreno schüttelte den Kopf. »Das nicht. Der Knabe ist unser Freund. Willst du ihn erschlagen?«
Billy-Boy ließ den Schlagring wieder verschwinden. Er hatte handkoffergroße Fäuste, mit denen er einigen Schaden anrichten konnte. Eigentlich hätte er die Rocker-Crew anführen müssen, als der Stärkste. Aber er hatte nicht Cameron Morenos Persönlichkeit. Seine Freunde hätten ihn als Boß nicht akzeptiert. Deshalb beschränkte er sich darauf, die zweite Geige zu spielen. Das machte ihm nichts aus.
Thar-pex' Augen wurden schmal. »Ich wäre euch dankbar, wenn ihr mich meiner Wege gehen ließet.«
»Du darfst gehen, sobald dich Billy-Boy belehrt hat«, entschied Cameron Moreno. »Los, Billy, gib es ihm!«

Der vierschrötige Rocker schlug zu, aber er traf den Mann aus der Welt des Guten nicht. Große Wucht hatte Billy-Boy in diesen ersten Schlag gelegt. Nun konnte er die Faust nicht rechtzeitig stoppen.

Seine Knöchel krachten, als er die Hauswand traf. Er heulte auf.

Schmerz und Zorn machten seine Augen blutunterlaufen. Er hieb abermals auf Thar-pex ein, doch der Mann aus der Welt des Guten vermochte so schnell auszuweichen, daß Billy-Boy ihm kein einziges Mal mit seinen Fäusten erwischte.

Das war ein Phänomen. So etwas hatten Cameron Moreno und seine Freunde noch nicht gesehen. Sie vermochten Thar-pex mit den Augen nicht zu folgen. Der Mann schien sich mit Lichtgeschwindigkeit zu bewegen.

Das stimmte. Thar-pex war dazu in der Lage. Er hätte auch noch andere Trümpfe ausspielen können, doch das war in diesem Fall nicht nötig. Er blieb passiv, griff Billy-Boy nicht an.

Diese Rocker waren für ihn dumme, einfältige Kerle, denen er nicht wehtun wollte. Wären sie Dämonen gewesen, dann hätte Thar-pex mit Sicherheit einige Zähne zugelegt.

»Verdammt noch mal, das gibt's doch nicht!« schrie Cameron Moreno, der sich um sein Vergnügen geprellt sah. »Der Mistkerl muß doch zu treffen sein! Los, Billy-Boy, streng dich mehr an!«

Der Rocker gab alles, doch mit Brian Colleys Schnelligkeit kam er nicht mit. Da sprang Moreno von der Maschine und griff in den Kampf ein. Er wollte es nicht glauben, daß Thar-pex so gut wie nicht zu erwischen war.

Seine Hände schossen vorwärts und griffen ins Leere. Im selben Moment packte Brian Colley alias Thar-pex den rechten Arm des Rockerbosses und drehte ihn kraftvoll herum.

Cameron Moreno tanzte auf den Zehenspitzen und schrie vor Schmerz.

»Ich wollte das nicht«, sagte Thar-pex, als läge ihm daran, sich zu entschuldigen. »Es ließ sich leider nicht vermeiden.«

»Laß los! Verdammt, laß los! Du brichst mir den Arm!« schrie Moreno.

»Pfeif Billy-Boy zurück.«

»Okay. Billy, laß ihn in Ruhe!«

»Glaubst du mir jetzt, daß ich selbst auf mich aufpassen kann?«

»Ja. Verdammt. Ich glaube dir alles. Alles.«

»Dann schwing dich auf deinen Feuerstuhl und verschwinde mit deinen Radaubrüdern. Und sieh dir die Leute nächstens besser an, die du anstänkerst.«

»In Ordnung, ich werd's mir merken«, stöhnte Cameron Moreno.

Thar-pex ließ ihn los. Wie ein geprügelter Hund stieg der Rockerboß auf seine Maschine. Haßerfüllt startete er sie und fuhr los, ohne sich

umzusehen.
Seine Freunde folgten ihm nacheinander. Zuletzt Billy-Boy, dessen rechte Faust dick angeschwollen war. Die Rockerbande bog um die Ecke und verschwand aus Thar-pex' Blickfeld.
Er lächelte zufrieden. Was diese Burschen erlebt hatten, würde ihnen eine Lehre sein. Sie würden die Begegnung mit dem seltsamen Fremden, der sich so unglaublich schnell bewegen konnte, nie vergessen.

***

Wir gingen zu Bett. Vicky Bonney schmiegte sich an mich und schnurrte wie ein Kätzchen. Ihr Kopf lag auf meinem Arm. Wir fühlten uns großartig wie schon lange nicht mehr. Nach all der Hektik endlich eine Ruhepause — das tat gut, das baute auf.
Vicky schlief bald ein. Ich vernahm ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge und fragte mich, wie ich meinen Arm unter ihren Kopf hervorbringen sollte, ohne daß sie wach wurde.
Vorläufig blieb ich auf dem Rücken liegen und genoß die Nähe des aufregenden Mädchens. Meine Gedanken beschäftigten sich wieder mit Frank Esslin, der sich mit der Dämonin Yora verbündet hatte. [2]
Unter dem Schutz dieser gefährlichen Totenpriesterin stand er nun, und es würde wohl nicht leicht sein, ihn von ihrer Seite wegzuholen. Insgeheim hoffte ich immer noch, daß es meinen Freunden und mir eines Tages gelingen würde, Frank auf unsere Seite zurückzuholen.
Diese Hoffnung gab ich nicht auf. Hätte ich es getan, wäre ich mir wie ein Verräter an unserer Freundschaft vorgekommen.
Für mich war diese Freundschaft noch nicht gestorben.
Ich glaubte fest daran, daß sie noch existierte. Aber niemand konnte mir sagen, wie sie sich wieder aktivieren ließ. Jedenfalls war das ein Grund für mich, Frank Esslin mit besonderer Vorsicht zu behandeln.
Das wiederum barg eine große Gefahr in sich, denn wenn Frank mir gegenübertrat, scherte er sich keinen Deut um unsere einstige Freundschaft. Ich war für ihn nur noch ein Todfeind, den er erledigen wollte.
Rücksicht? Die konnte ich von Frank Esslin, dem Söldner der Hölle, nicht erwarten. Ich hingegen war gezwungen, Rücksicht zu nehmen, denn wenn ich Frank tötete, konnte ich die Hoffnung begraben, ihn wieder umzudrehen.
Ich schloß die Augen und entspannte mich. Ich versuchte an nichts mehr zu denken, und nach einer Weile schaffte ich das auch. Während ich langsam hinüberdämmerte, begegnete ein Mensch in der U-Bahn-Station Latimer Road dem nackten Grauen…

***

Rob Andrews traute seinen Augen nicht, als er die goldene Amazone

sah. Das darf es nicht geben, sagte er sich. Du spinnst.

Du mußt ganz plötzlich den Verstand verloren haben.

Ein Mädchen, fast nackt, in der U-Bahn-Station!

Menschenskind, wenn du das einem erzählst, läßt er dich glatt für verrückt erklären, dann ist dir die Zwangsjacke und ein langer Aufenthalt in einer runden Gummizelle sicher.

Sie stand auf dem Bahnsteig und regte sich nicht, sah ihn nur an. Ein umwerfend schönes Mädchen war sie, viel schöner als das, welches sich so unsanft von ihm getrennt hatte.

Das lange Haar war eine wilde, blonde Mähne. Sie trug große goldene Ohrringe, und um den Hals eine Kette aus Tigerzähnen.

Das linke Handgelenk wurde von einem zehn Zentimeter breiten Metallband geschützt, und der rechte Arm dieses seltsamen Mädchens steckte in einer mit stumpfen Stacheln besetzten Rüstung.

Bekleidet war sie mit fast nichts. War es eine Art Bikini aus Leder, was sie trug? Erst jetzt fiel Rob Andrews das Schwert auf, das das Mädchen in der geschützten Rechten trug.

Eine Kriegerin, eine Amazone war sie. Eine goldene Amazone, denn ihre Haut schien mit Goldfarbe bestrichen zu sein.

Andrews war überwältigt. Ein so tolles Mädchen hatte er noch nicht gesehen.

Ihre Schönheit war atemberaubend, und das wußte sie. Stolz war ihr Kopf gehoben, und von oben herab blickte sie den Mann an. Eine Statue, die die Hochmut verkörperte, hätte sie sein können.

»Ich glaube, ich träume«, sagte er und ging langsam auf das goldene Mädchen zu. Seine Augen strahlten. Sein gewohntes Selbstvertrauen — vorhin leicht angeknackst — kehrte zurück.

Der Blick der goldenen Amazone war kalt und gefühllos, aber das fiel dem Mann nicht auf. Ihre Schönheit blendete ihn so sehr, daß er nichts anderes wahrnahm.

»Tja, der Zug ist ohne uns beide abgefahren«, sagte er und hob mit gespieltem Bedauern die Schultern. »Aber ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß mir das etwas ausmacht. Ich bin froh, daß der Zug weg ist und ich mit Ihnen hier allein bin. Sie kommen wohl von einem Kostümfest? Erregten Sie in dieser Auf machung noch kein öffentliches Ärgernis?«

»Wieso?« Ihre Stimme klang so, wie ihre Augen blickten — kalt und gefühllos.

»Nun, wenn ein Mädchen so auf der Straße geht…«

»Ich war nicht auf der Straße.«

»Irgendwie mußten Sie die U-Bahn-Station erreichen«, sagte Rob Andrews. »Ah, ein Freund brachte Sie wahrscheinlich mit seinem Wagen hierher. Offen gestanden, er muß ein Dummkopf sein. Ich hätte es mir nicht nehmen lassen, Sie heimzubringen. Man kann Sie so

leicht gekleidet doch nicht sich selbst überlassen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie sagen mir, wo Sie wohnen, und ich bringe Sie in einem Taxi nach Hause.«

»Ich wohne hier.«

»Hier? In der U-Bahn?«

»Ganz recht.«

»Das ist ja wohl ein Witz. Sie wollen mich auf den Arm nehmen.«

»Keineswegs. Ich wohne hier.«

»Ich verstehe. Sie wollen mir Ihre Adresse nicht nennen. Das leuchtet mir ein. Sie möchten nicht, daß jeder x-beliebige Mann weiß… Das respektiere ich selbstverständlich. Sie haben einen Gentleman vor sich, das möchte ich nicht unerwähnt lassen. Ich bin aber auch ein Mann, der soviel Schönheit zu würdigen weiß. Ich bin sicher, Sie waren die Schönste des Abends auf der Party, habe ich recht?«

»Meine Gefährtinnen sind ebenso schön«, erwiderte die goldene Amazone.

»Ach, hatten auch noch andere Mädchen die Idee, sich so zu kleiden? Es muß ein großartiges Fest gewesen sein.«

»Wir waren auf keinem Fest.«

»Sieh einer an. Sie verkleideten sich nur so zum Spaß…«

»Dies ist keine Verkleidung.«

Rob Andrews lachte gepreßt. »Allmählich bringen Sie mich in Verlegenheit. Ich war bisher der Meinung, ziemlich ausgeschlafen zu sein, wie man so schön sagt. Aber ich fürchte, Ihnen kann ich nicht folgen. Wie ist Ihr Name?«

»Agassmea.«

»Klingt ein bißchen seltsam, finden Sie nicht?«

»Nein.«

»Auch gut. Haben Ihre Freundinnen ebenso komische Namen?«

»Sie heißen Nata und Borni.«

Andrews kratzte sich am Ohrläppchen. »Das habe ich mir beinahe gedacht. Doch nun Spaß beiseite, Miß Agassmea, oder wie immer Sie heißen mögen. Warum erlauben Sie mir nicht, Sie nach Hause zu bringen. Ich verspreche Ihnen, Sie haben vor mir nichts zu befürchten.«

»Ich fürchte mich auch nicht vor dir.«

Er hatte es deutlich gehört, sie duzte ihn. War das der erste Schritt, um sich näherzukommen? Rob Andrews nahm dieses vermeintliche Angebot erfreut an.

»Wir müssen ja nicht unbedingt zu dir fahren«, sagte er mit gesenkter Stimme. »Selbstverständlich habe ich ein eigenes Dach über dem Kopf. Ich bin überzeugt, daß es dir dort sehr gut gefallen würde. Komm, steck dein Schwert weg, kriegerische Amazone, und folge mir.«

Er streckte die Hand nach ihr aus.

»Nicht anfassen!« zischte sie.
Aber da war es schon zu spät. Seine Finger berührten sie.
Eiskalt war ihr Körper. Das erschreckte ihn. Doch noch schlimmer waren die Folgen der Berührung für ihn.
Agassmea schnellte zurück. Er sah das Schwert blitzen. Surrend sauste es herab und traf sein Handgelenk. Er spürte keinen Schmerz, nur einen dumpfen, ungemein harten Schlag, und dann sah er, wie seine Hand auf dem Bahnsteig lag.
Agassmea, diese Verrückte, hatte ihm die Hand, mit der er sie berührte, abgeschlagen!

***

Der Schock blockierte weiterhin jegliches Schmerzgefühl. Rob Andrews vermochte auch nicht im mindesten zu reagieren. Die Wunde blutete nicht, und der Mann starrte fassungslos auf seine Hand, die auf dem grauen Beton lag und sich allmählich verfärbte.
Die Haut sah nach wenigen Sekunden aus, als hätte jemand sie mit Goldfarbe bemalt. Die Finger zuckten, spreizten sich, erstarrten und bewegten sich nun nicht mehr.
Andrews sah, wie die goldene Haut aufplatzte und sich vom Knochen schälte. Bald lag nur noch eine Skeletthand vor ihm, die sich innerhalb weniger Augenblicke auflöste.
Zurück blieb Rob Andrews' Siegelring…
Als der Schock nachließ, als zu Andrews' Bewußtsein durchdrang, was ihm zugestoßen war, fing er an, wie am Spieß zu brüllen. Doch das rührte die eiskalte Amazone nicht im mindesten.
Sie schob ihr Schwert in eine lederne Hülle, die sie auf dem Rücken trug, und ihre Augen veränderten sich. Senkrecht geschlitzte Pupillen bekam sie.
Raubkatzenaugen.
Tigeraugen!
Verstört blickte Andrews auf seinen Armstumpf, und als Agassmea ihre gepanzerte Rechte nach ihm ausstreckte, torkelte er schreiend zurück. Doch es stand fest, daß er der goldenen Amazone nicht entkommen würde.
Die Tigerzähne, die Agassmea vor wenigen Sekunden noch um den Hals getragen hatte, waren von der Kette verschwunden, und als sich die vollen Lippen des schönen, aber tödlich gefährlichen Mädchens öffneten, erblickte Rob Andrews die Raubtierzähne in ihrem Mund…

***

Sergeant AI O'Haras Eltern waren Iren gewesen, und seine Ahnen waren aus Irland niemals herausgekommen. Doch der Mensch geht mit der Zeit, und die modernen Verkehrsmittel lassen Entfernungen schrumpfen.

Was für O'Haras Vorfahren eine strapaziöse Reise fast bis ans Ende der Welt gewesen war, schafften seine Eltern mit dem Flugzeug in einer geradezu lächerlich kurzen Zeit.

Sie ließen sich in London nieder. Der Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten, wie O'Haras Vater zu sagen pflegte. Und der tüchtige Mann bewies seiner Familie auch, daß es mit dieser Behauptung seine Richtigkeit hatte.

Er eröffnete einen Waschsalon, der großartig florierte. Das ermutigte ihn, ein Jahr später den nächsten zu eröffnen, und bald ging er daran, sich jedes Jahr einen weiteren Salon zuzulegen.

Fünfzehn Jahre blühte das Geschäft, und man durfte Mr. O'Hara durchaus als wohlhabend bezeichnen. Aber dann kamen die ersten Rückschläge, denn immer mehr Haushalte statteten sich mit eigenen Waschmaschinen aus.

O'Hara wollte den Geschäftsrückgang zunächst nicht ernst nehmen. »Eine kurze Flaute«, meinte er. Doch das war nicht der Fall. Er hätte seine Salons rechtzeitig abstoßen sollen.

Zu diesem Zeitpunkt wäre noch ein guter Preis zu erzielen gewesen, doch Mr. O'Hara zögerte zu lange. Er hing zu sehr an seinen Betrieben, wollte sein Personal nicht entlassen.

Und so kam es, wie es kommen mußte. Das Unternehmen schlitterte mehr und mehr in die roten Zahlen, und schließlich sah Mr. O'Hara keinen anderen Ausweg, als sich zu erschießen.

Frau und Sohn ließ er unversorgt zurück. Al O'Hara absolvierte damals gerade die Kadettenschule. Er und seine Mutter hielten sich mehr schlecht als recht über Wasser.

Gläubiger machten ihnen das Leben schwer, und es kam immer wieder zu Prozessen, die den Klägern nichts einbrachten, weil bei den O'Haras einfach nichts zu holen war.

Als Al O'Hara dann den Polizeidienst antrat, ging es seiner Mutter und ihm allmählich wieder besser, doch die gramgebeugte Frau konnte sich nicht mehr lange daran erfreuen.

Eine schleichende Krankheit holte sie zu ihrem Mann ins Grab.

Al O'Hara stand allein da. Ein Jahr nach dem Tod seiner Mutter begegnete er einer Frau, die ihm nicht sonderlich gut gefiel, die aber brav und arbeitsam war, und so beschloß er — des Alleinseins überdrüssig —, sie zu heiraten und eine Familie zu gründen.

Heute hatte O'Hara einen sechzehnjährigen Sohn und eine vierzehnjährige Tochter und war einigermaßen glücklich. Was konnte er mehr vom Leben verlangen?

Dieser Al O'Hara schlenderte mit gelangweilter Miene auf die U-Bahn-Station Latimer Road zu. Er wußte, daß Gary Hooker Dienst hatte, und er unterhielt sich gern mit diesem Schalterbeamten.

Der Mann hatte ähnliche Probleme und Ansichten wie er. Seine

Familie litt unter ständiger Geldknappheit, wie dies auch bei den O'Haras der Fall war, und auch Hooker war der Ansicht, daß ihm das Schicksal das große Los vorenthalten hatte.

»Wir sind im Grunde genommen zwei Verlierer«, hatte Gary Hooker erst kürzlich behauptet. »Wenn ich andere Männer in meinem Alter sehe… Ich meine, ich bin jetzt knapp über vierzig. Wenn es ein Mann bis zu diesem Alter zu nichts gebracht hat, dann ist die Schau für ihn gelaufen, das ist eine alte Weisheit. Das Blöde an der Sache ist, daß ich nicht weiß, was ich falsch gemacht habe. So besehen, verdiene ich gar kein besseres Los.«

»Vielleicht hätten Sie nicht zur U-Bahn gehen sollen«, hatte O'Hara gemeint. »Die Privatwirtschaft bezahlt besser.«

»Ich war scharf auf Sicherheit.«

»Nun, die hat eben ihren Preis.«

Über dieses Thema hatten sie sich schon oft unterhalten, und sie würden es immer wieder tun, ohne eine Lösung für ihre Probleme zu finden. Sie waren beide davon überzeugt, daß es ihnen erst bessergehen würde, wenn die Kinder ihr eigenes Geld verdienten.

Sergeant O'Hara erreichte die Station. Er nahm den Helm ab, fuhr sich durch das gekrauste rötlichblonde Haar und setzte den Helm wieder auf. Gary Hooker trat aus dem Ticketschalter.

Er war klein und drahtig. »Hallo, Sergeant«, sagte er lächelnd.

»Beehren Sie mich mal wieder?«

»Wie geht's zu Hause, Hooker?« erkundigte sich Al O'Hara.

Der Schalterbeamte winkte ab. »Mein Sohn kommt jetzt ins schwierige Alter.«

»Das hat meiner bereits erreicht«, brummte O'Hara. »Die jungen Herren werden eitel. Was man ihnen zum Anziehen kauft, gefällt ihnen auf einmal nicht mehr; sie entwickeln einen eigenen, abscheulichen Geschmack — wahrscheinlich nur, um ihre Eltern zu ärgern.«

»Sie haben es erfaßt«, seufzte Hooker. »Tag für Tag gibt es Streit. Der Junge will sich nichts mehr sagen lassen…«

»Meiner versucht auch auf stur zu schalten, aber da weiß ich mir zu helfen«, sagte der Sergeant und wedelte mit seiner großen Pranke. »Als mein Vater noch lebte, habe ich hin und wieder eine gewaltige Ohrfeige eingefangen, die mir den Kopf wieder zurechtsetzte. Und ich kann rückblickend nur sagen: Es ist um jede Backpfeife schade, die danebenging. Dad hat aus mir einen anständigen Menschen gemacht. Ich halte nichts von den modernen Erziehungsmethoden, wie manche Leute sie anwenden. Ich habe einen Kollegen, dessen Junge darf einfach alles, weil das angeblich wichtig für die Persönlichkeitsbildung ist. ›Merk dir eines‹, sagt er zu dem Kleinen. ›Du mußt nichts müssen!‹ Okay, und der aufgeweckte Knabe hält sich

daran. Sie sollten mal sehen, wie es in der Wohnung meines Kollegen aussieht. Und neulich sah der Junge seinen Vater während des Abendessens an und fragte völlig ungeniert: ›Dad, wieso bist du so'n Scheißer?‹«

Hookers Augen weiteten sich. »Hat er ihm wenigstens diesmal eine gelangt?«

»Von wegen. Er fing mit dem Kleinen zu diskutieren an und erzählte uns am nächsten Tag stolz, was für reife Ansichten sein Sohn schon habe, und daß der Kleine nicht so Unrecht habe, in seinen Augen wäre er wirklich ein Scheißer.«

»Das darf doch nicht wahr sein.«

»Ist aber so«, sagte Al O'Hara.

Gary Hooker blickte auf seine Uhr. »In fünf Minuten kommt die letzte Bahn, dann ist Feierabend.«

»Sie Glückspilz. Ich bin noch bis sechs Uhr früh dran.«

Hooker schmunzelte. »Sie brechen sich schon kein Bein, Sergeant.«

»Das nicht, aber ich würde auch lieber neben meiner Frau im Bett liegen und so laut schnarchen, daß sich die Tapeten aufrollen.«

»Sie holen's morgen nach.«

»Das ist nicht dasselbe. Am Tag schläft man unvergleichlich schlechter.«

»Tja, alles kann man eben nicht haben«, bemerkte Gary Hooker grinsend.

Plötzlich erstarrte er, denn ein furchtbarer Schrei gellte durch die U-Bahn-Station.

»Meine Güte!« stieß Sergeant O'Hara erregt hervor. »Das hört sich ja an, als ob jemand umgebracht würde!«

***

Rob Andrews konnte nicht aufhören zu schreien. Er hatte seine rechte Hand verloren. Und nun verwandelte sich dieses Mädchen vor seinen entsetzensstarren Augen auch noch.

Ihr Kopf wurde groß und rund, verlor jedes menschliche Aussehen, die Haut überzog sich mit einem dichten Fell, gelb mit schwarzen Streifen. Große, bernsteinfarbene Augen starrten den verstörten Mann an, kleine, pelzige Ohren zuckten oben auf dem Kopf.

Agassmea hatte einen Tigerschädel bekommen. Doch die Verwandlung war noch nicht ganz abgeschlossen. Die linke Hand der Tigerfrau wurde zur Raubtierpranke.

Was mit der gepanzerten Rechten passierte, konnte Andrews nicht sehen. Agassmea riß das Maul weit auf und stieß ein Gebrüll aus, das Rob Andrews' Brustkorb zum Beben brachte.

Taumelnd wich er vor der gefährlichen Tigerfrau zurück.

Abwehrend streckte er beide Arme von sich. Er befürchtete,

ohnmächtig zu werden. Was dann? Würde ihn die Tigerfrau fressen? Flucht? schrie es in ihm.

Er wirbelte in heller Panik herum und hetzte los. Folgte ihm die Tigerfrau? Er wagte nicht zurückzublicken. Weg! Weg! Nur weg! war sein einziger Gedanke.

Endlos weit schien die Rolltreppe entfernt zu sein, und jemand schien sich einen satanischen Spaß daraus zu machen, sie immer weiter von ihm zu entfernen.

»Gott, ich erreiche sie ja nie…!« schluchzte Andrews.

So viele U-Bahn-Bekanntschaften hatte er gemacht. Nie hatte es ernsthaft Schwierigkeiten gegeben, und schon gar nicht war er jemals in Gefahr geraten. Und nun dieses furchtbare Grauen.

Rob Andrews konnte es einfach nicht begreifen.

Er steckte mitten in einem gräßlichen Alptraum, aus dem es kein Erwachen mehr gab. Agassmea mußte vom Teufel geschaffen worden sein. Wenn er geahnt hätte, wie gefährlich die goldene Amazone war, hätte er die Finger von ihr gelassen.

Woher war Agassmea gekommen? Sie hatte behauptet, hier in der U-Bahn-Station zu wohnen. Stimmte das? Egal, es war nicht wichtig. Nichts war mehr wichtig — außer einem: daß ihm die Flucht gelang.

Doch Agasssmea hatte nicht die Absicht, ihn entkommen zu lassen. Sie jagte hinter ihrem Opfer her, holte es ein, knurrte aggressiv und schlug mit der Pranke zu.

Getroffen brach Rob Andrews zusammen. Ein letzter verzweifelter Schrei entrang sich seiner Kehle. Dann verlor er das Bewußtsein. Die Tigerfrau beugte sich über ihn.

Ihr Maul öffnete sich. Sie stieß ein dröhnendes Triumphgebrüll aus. Dann biß sie mit ihren weißen, dolchartigen Fangzähnen zu. Doch sie schlug dem Opfer ihre Zähne nicht ins Fleisch, sondern grub sie nur in den Stoff seines teuren Anzugs.

Wild riß sie den Ohnmächtigen hoch, schleifte ihn über den Bahnsteig, sprang mit ihm auf die Schienen und verschwand mit ihm in der Dunkelheit des U-Bahn-Tunnels…

***

Sergeant O'Hara und Gary Hooker starteten gleichzeitig. »Ein Mord in meiner Station!« stöhnte Hooker. »Das würde mir gerade noch fehlen!«

Der Polizist rannte mit grimmiger Miene durch das Gebäude, auf den Abgang zu und diesen hinunter. Er war noch nie mit einem Kapitalverbrechen konfrontiert worden.

Mord, Raubmord — das »Glück« hatten bisher immer nur die anderen Kollegen gehabt, aber er war dem Schicksal nicht böse, daß es ihn damit verschonte. Er hatte zwar eine ziemlich rauh aussehende

Schale, aber in ihr befand sich ein butterweicher Kern.

Ein Mord, der Anblick eines Toten, hätte sich ihm bestimmt tagelang auf den Magen geschlagen. Dennoch zögerte Al O'Hara nicht, entschlossen seiner Pflicht nachzukommen.

Wenn es sich nicht vermeiden ließ, würde er eben auch das durchstehen. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, keuchte er die Treppe hinunter. Ein dröhnendes Raubtiergebrüll brachte ihn noch mehr aus der Fassung.

Ein Raubtier? Unmöglich. Es gab keine wilden Bestien in einer U-Bahn-Station. Der Sergeant redete sich ein, sich geirrt zu haben.

Es konnte sich lediglich um den Schrei des Opfers gehandelt haben. Schwer atmend erreichte Al O'Hara das untere Ende der Treppe. Er hatte einen kleinen Vorsprung auf Gary Hooker, den dieser ihm absichtlich ließ, denn wenn es dort unten eine Leiche gab, wollte Hooker nicht als erster über sie stolpern.

Himmel! schoß es dem Schalterbeamten siedendheiß durch den Kopf. Wenn es einen Toten gibt, gibt es auch einen Mörder!

Unwillkürlich ballte er die Hände zu Fäusten. Er war kein Held, ging jedem Streit aus dem Weg, weil er keine Dresche beziehen wollte. Wenn nun ein Mörder ihn angriff, ein Mensch, der nichts mehr zu verlieren hatte… Nicht auszudenken.

Sofort fiel er hinter dem stämmigen Sergeanten noch weiter zurück. Er biß sich nervös auf die Unterlippe. Wenn der Mörder Al O'Hara überrannte, würde er, Hooker, sich ihm nicht in den Weg stellen, das stand fest.

Es war nicht seine Aufgabe, Killer dingfest zu machen. Das durfte niemand von ihm verlangen. Es überstieg ja bereits seinen Mut, dem Sergeanten hier herunter zu folgen.

Er hatte sich von O'Haras Schwung mitreißen lassen, bereute das aber inzwischen längst. Doch konnte er jetzt noch umkehren? Das wäre O'Hara gegenüber nicht fair gewesen.

Nein, er wollte den Sergeanten nicht allein lassen. Aber den Vortritt, den sollte Al O'Hara haben. Der Sergeant erreichte soeben den Bahnsteig. Er blieb stehen, schob den Helm in den Nacken und wischte sich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn.

Die U-Bahn-Station war leer, verwaist. Nirgendwo lag eine Leiche. Kein Mörder war zu sehen. Es gab niemanden, der so entsetzlich geschrien haben konnte. Und das Raubtiergebrüll?

O'Hara wußte nicht, ob er es in seinem Bericht überhaupt erwähnen sollte.

Damit würde er nur eine Reihe von Fragen aufwerfen, die er nicht beantworten konnte. Atemlos blieb Gary Hooker neben ihm stehen. Der Schalterbeamte blickte sich verdattert um.

»Also das verstehe ich nicht, Sergeant.«

»Ehrlich gesagt, ich auch nicht«, brummte O'Hara.
»Wer hat geschrien?«
»Keine Ahnung.«
»Wir können doch nicht beide verrückt sein. Und dieses markerschütternde Raubtiergebrüll?«
O'Hara blickte den Schalterbeamten finster an. »Das haben Sie auch gehört?«
Hooker nickte. Das bedeutete für den Sergeanten, daß er das Gebrüll nun doch nicht unter den Tisch fallen lassen konnte, wie es ursprünglich seine Absicht gewesen war.
»Was für ein Tier kann das gewesen sein, Sergeant? Ein Tiger? Ein Löwe?«
»Fragen Sie mich was Leichteres, Hooker. Können Sie mir erklären, wie hier ein Löwe oder ein Tiger herkommen soll?«
»Vielleicht ist das Vieh aus irgendeinem Zoo ausgerückt. Oder gastiert möglicherweise ein Zirkus in der Nähe, dem ein Raubtier abhanden kam?«
»Ein Raubtier in der U-Bahn. Das kann's ja gar nicht geben.«
»Wieso nicht?«
»Weil es so etwas noch nie gegeben hat!« sagte O'Hara schroff.
»Und weil es so was einfach nicht geben darf! Zum Teufel, ich bin nicht bereit, so etwas Verrücktes zu glauben.«
»Aber Sie haben doch ganz deutlich das Gebrüll gehört.«
»Ein phonetischer Irrtum, eine Täuschung — was weiß ich. Aber auf keinen Fall ein Löwe oder ein Tiger.«
»Bin gespannt, was Sie in Ihren Bericht schreiben werden, Sergeant.«
»Ich auch«, seufzte O'Hara. »Ich auch.« Er ließ den Schalterbeamten stehen und lief bis zum Ende des Bahnsteigs vor. Gewissenhaft, wie er war, sprang er sogar auf die Schienen hinunter und eilte ein Stück in den finsteren U-Bahn-Stollen hinein.
Als er die Hand nicht mehr vor den Augen sehen konnte, kehrte er um. Auch hier lag kein Toter. Eigentlich war O'Hara froh darüber. Aber das Rätsel blieb bestehen.
Wer hatte geschrien? Wer hatte dieses dröhnende Gebrüll ausgestoßen. Al O'Hara begab sich wieder zu Hooker. Damit man ihm später keine Vorwürfe machen konnte, lief er auch noch bis ans andere Ende des Bahnsteigs und auch dort ein Stück in den schwarzen Tunnel hinein.
Nichts.
Dennoch fühlte sich O'Hara nicht erleichtert. Als er wieder bei Gary Hooker anlangte, schüttelte er den Kopf. »Das ist mir einfach zu hoch.«
»Sehen Sie, was ich gefunden habe«, sagte Gary Hooker und hielt dem Sergeanten einen Ring hin.

»Geben Sie mal her«, verlangte O'Hara. Er nahm dem Schalterbeamten den Ring aus der Hand. »Ein Siegelring«, sagte er und wog ihn. »Schweres Stück. Hat bestimmt eine Menge Geld gekostet.«

»Es ist ein Monogramm drauf«, sagte Hooker.

»R. A.«, stellte der Sergeant fest. Er drehte den Ring, um zu sehen, ob etwas in die Innenseite graviert war, doch da stand nichts.

»Ob der Ring dem Mann gehört, der geschrien hat?« überlegte Gary Hooker laut.

»Anzunehmen.«

»Aber so einen Ring verliert man doch nicht so mir nichts, dir nichts, wenn er einem paßt.«

»Ja, *wenn.* Hooker, ich glaube, wir beide werden dieses mysteriöse Rätsel nicht lösen. Da müssen andere ran. Schlauere.«

Das Frühstück ließ nichts zu wünschen übrig. Satt und bester Laune schob ich die Kaffeetasse von mir und streckte mich mit erhobenen Armen.

»Was steht heute auf dem Programm?« fragte Vicky Bonney.

»Eigentlich nichts.«

»Hast du Lust, mit mir Tennis zu spielen?«

»Großartige Idee«, sagte ich grinsend. »Aber ich warne dich. Du darfst keine Schonung erwarten.«

***

Vicky lachte. »Ich verspreche, es dir nicht leicht zu machen, Champion.«

»So soll es sein. Ein harter, fairer Kampf.«

»Möge die Beste gewinnen…«

»Moment mal!«

Vicky hörte sich meinen Protest nicht an. Sie trug das Geschirr in die Küche und begab sich dann nach oben, um sich umzuziehen. Da sie erfahrungsgemäß doppelt so lange brauchte wie ich, hatte ich noch etwas Zeit, die ich mit dem flüchtigen Durchblättern der Morgenzeitung nützen wollte.

Doch als ich das Blatt in die Hand nahm, läutete das Telefon.

Tucker Peckinpah befand sich am anderen Ende der Leitung.

»Ein neuer Einfall, Partner?« fragte ich.

»Kann ich zu Ihnen kommen, Tony?« fragte er ernst.

»Ist etwas passiert? Arbeit für mich?«

»Danach sieht es aus. Ich bin schon unterwegs zu Ihnen.«

»Eigentlich wollte ich mit Vicky zum Tennis…«

»Daraus wird leider nichts.«

»Klar, der Job hat Vorrang. Vicky wird enttäuscht sein.«

»Die Gute ist Kummer ja gewöhnt. Übrigens, ich bringe jemanden mit«, sagte der Industrielle, erwähnte aber keinen Namen, sondern

legte auf, bevor ich noch eine Frage stellen konnte. Vicky betrat den Living-room, gleich nachdem ich den Hörer auf die Gabel gelegt hatte.

Sie trug ein hellblaues Tennis-Shirt und einen superkurzen weißen Rock. Ungemein sexy und ungeheuer sportlich sah sie aus.

Sie schwang ihr darmbespanntes Racket hoch und legte es sich auf die Schulter. »Sag mal, willst du dich nicht auch fertigmachen?«

»Ich bin untröstlich, Vicky…«, begann ich.

»Kneifen gibt's nicht, Tony Ballard! Ich weiß, daß ich dich heute schlagen kann.«

»Okay, du hast schon gewonnen, Vicky.«

Sie blickte auf den Apparat und kombinierte richtig. »Ein Anruf von Peckinpah? Ein neuer Fall?«

»Leider ja.«

»O nein«, klagte Vicky.

»Die Sache scheint sehr wichtig und ernst zu sein. Peckinpah befindet sich bereits auf dem Weg hierher, und er bringt jemanden mit.«

»Wen?«

»Das hat er nicht gesagt.«

»Er macht es doch sonst nicht so spannend.«

»Du kannst sicher sein, daß er seine Gründe dafür hat.«

Vicky ließ enttäuscht den Schläger sinken. »Tja, dann…«

»Wir holen das Match ein andermal nach«, versprach ich.

»Okay?«

Sie seufzte. »Okay.«

»Du bist ein wunderbares Mädchen.«

»Ich weiß.«

»Ich verdiene dich eigentlich gar nicht.«

»Auch das weiß ich«, sagte Vicky Bonney und verließ das Wohnzimmer. Sie kam in einem fliederfarbenen Kleid wieder.

Knapp bevor Tucker Peckinpah an der Tür läutete. Rundlich, die unvermeidliche Zigarre im Mund, mit stark gelichtetem Haar, stand er vor mir, einer der reichsten Männer des United Kingdom. Seine Beziehungen waren sagenhaft.

Sie spannten sich über den gesamten Erdball. Er kannte Staatsoberhäupter, hohe und höchste Regierungsbeamte, sein Geld arbeitete in vielen multinationalen Unternehmungen, und es war nicht übertrieben, wenn man behauptete, daß dieser Mann die Macht und den Einfluß gehabt hätte, Regierungen anderer Länder zu stürzen.

Doch Tucker Peckinpah war ein Mensch, der größten Wert auf Korrektheit und auf eine saubere Weste legte, deshalb würde es niemals passieren, daß er seinen großen Einfluß mißbrauchte.

Paco Benitez, ein grausamer Blutgeier, hatte ihm vor mehr als zehn Jahren die Frau genommen. Ich konnte Rosalind Peckinpahs Tod nicht verhindern, aber rächen, indem ich den Blutgeier vom Castell Montgri

vernichtete.

Damals entschlossen wir uns, eine segensreiche Partnerschaft einzugehen. Peckinpah wollte sein Vermögen und seinen Einfluß gegen die Hölle einsetzen, und ich stellte mich als Kämpfer in vorderster Front zur Verfügung.

Die Erfolge, die wir als Partner errungen hatten, konnten sich sehen lassen. Unzertrennlich waren wir geworden, und so sollte es auch weiterhin bleiben.

»Guten Tag, Tony«, sagte der sechzigjährige Mann.

»Partner.«

Hinter dem Industriellen stand ein großer, schlanker Mann mit finsterer Miene und dunklen Augen. Er erinnerte mich ein wenig an Christopher Lee, den wohl besten Darsteller des Grafen Dracula.

Ich gab die Tür frei. Peckinpah und der andere traten ein! Ich schloß die Tür und führte die Männer in den Living-room, wo uns der Industrielle den hohen Besuch dann vorstellte.

Der Mann hieß Major Charlton Hathaway und war Leiter des Geheimdienstes MI 5. Ich dachte schon — so ernst, wie er aussah — er wäre nicht in der Lage, zu lächeln. Doch das stellte sich als Irrtum heraus.

Als er Vicky die Hand reichte, zauberte er ein gewinnendes Lächeln hervor und sagte freundlich: »Ich habe einige Ihrer faszinierenden Bücher gelesen, Miß Bonney. Sie sind eine großartige Schriftstellerin.«

»Oh, vielen Dank, Major Hathaway«, sagte Vicky erfreut.

»Ich hoffe, es werden noch mehr Bücher von Ihnen erscheinen.«

»Mit Sicherheit«, sagte Vicky. »Das Schreiben ist für mich zu einer Sucht geworden. Ich kann es nicht mehr lassen.«

»Ein Laster, mit dem Sie vielen Menschen Freude bereiten«, sagte Major Hathaway.

Ich bot dem Leiter des MI 5 und meinem Partner Platz an.

Vicky Bonney setzte sich neben mich auf die Sitzbank. Ich fragte Hathaway und Peckinpah, ob ich ihnen irgend etwas anbieten könne.

Sie lehnten ab.

»Lassen Sie uns gleich zur Sache kommen«, schlug Tucker Peckinpah vor. »In der vergangenen Nacht kam es in der U-Bahn-Station Latimer Road zu einem mysteriösen Vorfall…«

Ich erfuhr, was Sergeant Al O'Hara gewissenhaft in seinen Bericht geschrieben hatte. Demnach sollte ein Mann markerschütternd geschrien haben, und das Gebrüll eines Raubtiers war angeblich zu vernehmen gewesen.

Als der Sergeant und der Schalterbeamte Gary Hooker zum Bahnsteig hinuntereilten — damit rechnend, einen Toten und seinen Mörder zu entdecken —, fanden sie nichts weiter als einen Siegelring mit den Initialen R.A.

»Diesen Ring«, sagte Major Hathaway, holte das Kleinod aus der Tasche und reichte es mir.

Ich betrachtete den Ring eingehend. »Hervorragende Arbeit«, stellte ich fest.

»Unsere Ermittlungen ergaben, daß der Siegelring Rob Andrews gehört.«

»Dem Unterhausabgeordneten?«

Der Leiter des MI 5 nickte. »Vermutlich war Rob Andrews der Mann, der so furchtbar geschrien hatte. Jemand muß ihn überfallen haben. Dann kam es zu einem Kampf, in desen Verlauf Andrews diesen Ring verlor.«

»Das scheint mir sehr unwahrscheinlich zu sein, Major. Es sei denn, der Ring war Andrews viel zu groß.«

»Fest steht, daß dieser Siegelring auf dem Bahnsteig lag. Hooker, der Schalterbeamte, hat ihn gefunden.«

»Und das Raubtiergebrüll, das die beiden behaupten gehört zu haben?«

Charlton Hathaway senkte den Blick: »Aus diesem Grund habe ich mich an Mr. Peckinpah gewandt, Mr. Ballard. Sie können sich denken, daß das Verschwinden eines Unterhausabgeordneten eine Menge Staub aufwirbelt. Dies ist ein Fall von höchster Brisanz, der so schnell wie möglich gelöst werden muß. Meine Männer geben wie immer ihr Bestes, und ich wäre nicht auf die Idee gekommen, Sie einzuschalten, wenn O'Hara und Hooker nicht dieses Raubtiergebrüll erwähnt hätten. Ich möchte sicher sein, alle Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben, Mr. Ballard. Deshalb bin ich hier, um Sie zu bitten, uns zu helfen, diesen Fall aufzuklären.«

»Okay, Major. Sie können ab sofort mit mir rechnen«, sagte ich.

»Ich danke Ihnen, Mr. Ballard.«

Ich ließ mir die Adressen von Al O'Hara und Gary Hooker geben, damit ich mich nötigenfalls mit ihnen in Verbindung setzen konnte. Vielleicht war aus ihnen noch etwas herauszubekommen, das nicht im Bericht des Sergeanten stand. Oft erinnern sich Zeugen erst später wieder eines Details, das sie vorübergehend vergaßen.

Ich schrieb die Anschriften auf und versprach, mit meiner Arbeit sofort zu beginnen.

»Ich nehme an, Sie möchten laufend über den Stand der Ermittlungen informiert werden, Major«, sagte ich.

»Ich schlage vor, Sie wenden sich an mich, sobald Sie etwas herausgefunden haben, Tony«, sagte Tucker Peckinpah. »Und ich gebe es dann unverzüglich an Major Hathaway weiter.«

»Einverstanden.«

Der Leiter des MI 5 erhob sich. »Ich wünsche Ihnen viel Glück, Mr. Ballard, und uns allen einen raschen Erfolg.«

»Kann ich auch Rob Andrews' Adresse haben?« fragte ich.
»Es gibt zwei«, erwiderte Charlton Hathaway. »Er besitzt ein Haus und ein Apartment. Das Apartment dient ihm als… Absteige. Rob Andrews war… *ist* ein großer Schürzenjäger. Er fuhr häufig mit der U-Bahn, sprach Mädchen an und lud sie in sein Apartment ein.«
»Und die Mädchen gingen mit?« fragte Vicky erstaunt.
»Andrews steht gut aus, ist wortgewandt, hat ein selbstsicheres Auftreten, ist nicht geizig. Das imponiert den Frauen«, sagte Major Hathaway.
»Aber eine U-Bahn-Bekanntschaft, die noch am selben Abend im Bett landet… Ich weiß nicht, ob so etwas richtig ist«, sagte Vicky. »Vielleicht ist meine Moral veraltet. Jedenfalls wäre für mich so etwas nie in Frage gekommen.«
»Jeder versucht nach seiner Fasson glücklich zu werden«, bemerkte Hathaway.
»Könnte es nicht sein, daß Rob Andrews diesmal an ein Mädchen geriet, das ihn zu sich abschleppte?« überlegte Vicky.
»Und der Schrei? Und das Raubtiergebrüll?« fragte Charlton Hathaway. »Haben Sie auch dafür eine Erklärung?«
»Leider nein«, sagte Vicky Bonney kleinlaut.
»Ich werde herausfinden, was dem Mann zugestoßen ist«, versicherte ich dem Leiter des MI 5. Ein Versprechen, von dem ich noch nicht wußte, wie ich es halten sollte.
»Ach ja, die beiden Adressen wollten Sie ja noch haben«, sagte Charlton Hathaway und gab sie mir.
»Falls Rob Andrews wider Erwarten ganz von selbst wiederauftauchen sollte, geben Sie mir Bescheid«, sagte ich.
»Natürlich, Mr. Ballard. Ich weiß, daß Ihre Zeit kostbar ist. Wir werden sie nicht vergeuden.«
Tucker Peckinpah erhob sich ebenfalls. Vicky und ich standen auch auf. Der Industrielle und der Leiter des MI 5 verabschiedeten sich. Draußen wandte sich Charlton Hathaway noch einmal um. Er versicherte mir, daß ich freie Hand in diesem Fall hätte, daß er mir jederzeit den Rücken decken würde und daß ich mit jeder Unterstützung seiner Abteilung rechnen könne.
Ich lächelte. »Das sind Arbeitsbedingungen, die mir gefallen.«
Die beiden Männer stiegen in Peckinpahs Rolls-Royce. Augenblicke später rollte die silbermetallicfarbene Kutsche davon und ich kehrte ins Haus zurück.
»Hathaway hat den Ring vergessen«, sagte Vicky, als ich ins Wohnzimmer trat.
»Das gute Stück ist bei uns bestens aufgehoben«, erwiderte ich und nahm mir einen Pernod, aber nur einen kleinen, bloß, um den Mund auszuspülen, denn ich hatte eigenartigerweise einen schalen

Geschmack auf der Zunge.

»Was wirst du als erstes tun?« wollte Vicky wissen.

»Ich denke, ich werde zunächst mal eine Fahrt mit der U-Bahn machen«, sagte ich und verließ den Living-room, um meinen Colt Diamondback zu holen.

***

Nach der Ohnmacht stellten sich Fieber und Schüttelfrost ein.

Rob Andrews phantasierte und hatte fortwährend Wahnvorstellungen. Seine Stirn war heiß und schweißbedeckt, im Kopf befand sich ein Druck, der ihn beinahe zum Zerspringen brachte.

Wachträume wechselten mit neuerlichen Blackouts ab. Es dauerte die ganze Nacht und weit in den Vormittag hinein, bis sich Andrews' Zustand einigermaßen stabilisierte.

Endlich konnte er wieder halbwegs klar denken — und sehen.

Er befand sich in einem alten, aus Ziegeln gemauerten, feuchten Gewölbe. Irgendwo tropfte unaufhörlich Wasser in eine Pfütze.

Vor Andrews türmte sich ein Schuttberg auf. Er stellte verwundert fest, daß er nicht auf dem Boden lag, sondern an einer Wand stand. Dämmriges Licht kam von irgendwo her.

Rob Andrews wollte sich von der Wand lösen, doch das gelang ihm nicht. Etwas hielt seine Arme fest. Sie waren hochgestreckt. Er hob den Kopf und blickte nach oben.

Unsichtbare Fesseln waren um seine Unterarme geschlungen.

Er spürte, wie sie in sein Fleisch schnitten, bäumte sich auf, schaffte es jedoch nicht, sich davon zu befreien.

Sein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, als ihm klar wurde, daß er nur noch eine Hand besaß. Die andere, die rechte, hatte ihm Agassmea mit dem Schwert abgeschlagen.

Er konnte das Erlebte immer noch nicht begreifen. Dieses bildschöne Mädchen hatte sich vor seinen Augen in ein Raubtier verwandelt. Allenfalls in Filmen und Romanen war so etwas möglich.

Aber in der Wirklichkeit?

Agassmea mußte mit dem Teufel im Bunde sein. Oder war sie gar selbst der Satan?

Er hatte keine blasse Ahnung, wo er sich befand, und er konnte sich nicht erklären, wieso ihm die Tigerfrau sein Leben gelassen hatte. Wo steckte Agassmea überhaupt?

Würde er sie je wiedersehen? Oder hatte sie ihn hierher gebracht und vergessen? Überließ sie ihn seinem Schicksal?

Sollte er hier elend zugrunde gehen?

Andrews stöhnte. Nie hätte er es sich träumen lassen, daß ihn sein »Hobby« einmal in eine so entsetzliche Situation bringen würde. Er wunderte sich, daß er nicht verblutet war.

Schließlich fehlte ihm die Hand, und niemand hatte die Wunde versorgt. Höllenkräfte waren da im Spiel, und Rob Andrews fragte sich verzweifelt, wieso ausgerechnet er er an sie geraten mußte.

Du hast es herausgefordert! warf ihm sein Gewissen vor. Du hättest das goldene Mädchen nicht ansprechen dürfen!

Doch das tröstete ihn nicht. Verzweifelt unternahm er wieder einen Versuch, sich von den unsichtbaren Fesseln zu befreien.

Er scheiterte abermals. Ein eisiger Schreck fuhr ihm in die Glieder, als er in seiner Nähe eine Bewegung wahrnahm.

Augenblicke später sah er Agassmea wieder — in menschlicher Gestalt, schön und verführerisch, mit golden schimmernder Haut. Ein boshafter Triumph glitzerte in ihren Augen.

Sie kam langsam näher. Ihre Bewegungen waren anmutig und katzenhaft geschmeidig. Selbst jetzt war es für Andrews unvorstellbar, daß sich dieses Mädchen jederzeit in ein reißendes Raubtier verwandeln konnte.

Kalt lächelte sie ihn an. »Wie fühlst du dich?«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Nicht sehr gut.«

»Du solltest dich freuen, noch am Leben zu sein.«

»Warum hast du mich verstümmelt?«

»Du hast mich berührt.«

»Ich wußte doch nicht…«

»Unwissenheit schützt nicht vor Strafe!« sagte Agassmea hart.

»Wo sind wir?«

»In einem alten U-Bahn-Tunnel. Ein Teil davon stürzte vor vielen Jahren ein. Soviel ich herausbekam, hatte die Gesellschaft nicht das Geld, die Arbeiten fortzusetzen, und so blieb alles so, wie es war. Der Tunnel ist ein gutes Versteck für mich und meine Begleiterinnen.«

»Nata und Borni«, erinnerte sich Rob Andrews an die beiden Namen, die Agassmea genannt hatte.

Als habe er sie gerufen, tauchten die beiden auf einmal auf. Sie stellten sich links und rechts neben Agassmea, und Rob Andrews glaubte, Drillinge vor sich zu haben.

Sie glichen einander aufs Haar. Vor Andrews standen drei goldene Amazonen, und der Mann war davon überzeugt, daß auch Nata und Borni die Fähigkeit besaßen, sich in furchterregende Raubtiere zu verwandeln.

Er befand sich in der Gewalt dieser schönen Ungeheuer.

In den Krallen der Tigerfrauen!

»Was habt ihr mit mir vor?« fragte er heiser.

Der Schweiß rann ihm über das Gesicht.

»Wollt ihr mich hier gefangenhalten? Wie lange? Oder wollt ihr mich… töten?«

Agassmea lächelte gefühllos. »Nata und Borni würden dich gern

fressen. Sie sind immer hungrig, stets versessen darauf, alles zu verschlingen, was ihnen über den Weg läuft. Du hast Glück, daß ich hier zu bestimmen habe, denn mir gefällt es besser, dich zu unserem Diener zu machen.«

»Zu eurem… Diener? Heißt das, ich darf am Leben bleiben? Willst du damit sagen, daß ich meine Freiheit wieder erlange?«

»Allerdings«, sagte Agassmea.

»Wann? Wann darf ich gehen?«

Die goldene Amazone lachte. »Nicht so hastig, mein Lieber. Das geht nicht so schnell. Du mußt zuerst noch ein Ritual über dich ergehen lassen. Wir müssen uns deiner schließlich sicher sein.«

»Wenn ihr mir mein Leben laßt, bin ich bereit, alles für euch zu tun«, stieß Rob Andrews aufgeregt hervor. »Ich verspreche es euch…«

»Dein Versprechen allein genügt uns nicht«, sagte Agassmea schneidend. »Wir werden dich so an uns binden, daß du von uns nicht mehr loskommst!«

Rob Andrews spürte plötzlich ein kaltes Kribbeln in seiner rechten Hand.

In seiner *rechten* Hand!

In der Hand, die ihm Agassmea abgeschlagen hatte!

Andrews blickte verwirrt nach oben, und ein krächzender Schrei entrang sich seiner zugeschnürten Kehle, denn die Hand war wieder da. Sie sah zwar aus, als habe sie jemand mit Goldfarbe bestrichen, aber sie war wieder vorhanden!

***

Gleichzeitig kam es in meinem Haus zu einem mysteriösen Vorfall. Ich befand mich nicht im Wohnzimmer, als der Spuk losging. Vicky Bonney war allein.

Sie beachtete den Siegelring nicht, der auf dem Couchtisch lag, stand beim Hi-Fi-Turm und ordnete die Tonbänder. Im Ring bildete sich ein Knochenfinger, der sich mit Fleisch überzog und in Sekundenschnelle mit einer goldenen Haut vervollständigte.

Zu diesem Finger kamen drei weitere und ein Daumen, und einen Herzschlag später lag eine goldene Hand auf dem Tisch, an deren Ringfinger Rob Andrews' Siegelring steckte.

Vicky hatte in den vergangenen Tagen viele alte Songs gelöscht und neue aufgenommen. Sie hatte die Kassetten nur flüchtig beschriftet und wollte das nun gewissenhafter tun.

Vicky war in ihre Arbeit so vertieft, daß sie nicht merkte, was hinter ihr vorging. Sie bückte sich und legte ein Band ins Kassettendeck, drückte auf einen Kipphebel und ließ es zurücklaufen.

Die goldene Horror-Klaue löste sich indessen vom Tisch. Sie schien einem Unsichtbaren zu gehören, der nichts Gutes im Sinn hatte.

Langsam bewegte sich die Hand auf Vicky Bonney zu.

Die goldenen Finger öffneten sich zuckend, während die Hand unbemerkt das Mädchen erreichte. Vicky wartete gebückt, bis das Tonband sich abgespult hatte.

Dann drückte sie auf die Wiedergabetaste und richtete sich langsam auf. Die Horror-Hand befand sich ganz dicht hinter ihr, in Halshöhe. Aerobic-Sound drang aus den großen Lautsprecherboxen.

Vicky wippte leicht in den Hüften mit, legte den Kopf in den Nacken, so daß ihr goldenes Haar über die Schultern floß, und schnippte im Takt mit den Fingern.

Sich mehr und mehr dem Rhythmus hingebend, drehte sich das Mädchen um. Zwangsläufig mußte sie die unheimliche Hand entdecken. Ihre entspannte Miene verzerrte sich.

Sie erschrak so sehr, daß ihr das Blut aus dem Gesicht wich.

Kreidebleich wurde sie mit einem Schlag, und sie wollte gellend um Hilfe schreien, aber da packte die goldene Klaue zu!

Hart und eiskalt war die Hand, die sich um Vicky Bonneys Kehle legte. Grausam drückten die Finger zu. Schlagartig bekam das blonde Mädchen keine Luft mehr.

Vicky wankte. Sie griff mit beiden Händen nach der Horror-Hand und wollte sie sich von der Kehle reißen, doch der teuflische Griff lockerte sich nicht. Vicky bemühte sich, ihre Finger unter die goldene Hand zu schieben, aber da war kein Platz.

Ihr hübsches, blasses Gesicht war jetzt von nackter Todesangst gezeichnet. Es flimmerte vor ihren Augen. Alle Anstrengungen, die sie unternahm, um sich von diesem mörderischen Würgegriff zu befreien, fruchteten nicht.

Sie schien rettungslos verloren zu sein. Und die schreckliche Atemnot steigerte ihre Angst ins uferlose. Sie wußte kaum noch, was sie tat, drehte sich, stolperte, ihre Augen traten weit hervor, sie fiel gegen einen Schrank, es krachte dumpf, und Vicky Bonney brach halb ohnmächtig zusammen…

***

Ich schnallte mir die Schulterhalfter aus Ziegenleder um, zog den Revolver heraus und lud die Trommel mit geweihten Silberkugeln. Ein Büchsenmacher stellte für mich dieses Spezialgeschoß her.

Den Auftrag dazu hatte er von Tucker Peckinpah erhalten.

Geweiht wurden die Silberkugeln anschließend von Pater Severin, einem Priester, der wohl einmalig auf der Welt ist.

Er predigte zu seinen Schafen nicht nur mit Worten, sondern hin und wieder auch mit seinen Händen, und es gab einige reuige Sünder, die ihm eine beachtliche Handschrift bescheinigen konnten.

Es war mal wieder Zeit, bei ihm vorbeizusehen, um die

Munitionspackung abzuholen, die ich ihm letzte Woche gebracht hatte. Inzwischen hatte er sie bestimmt schon geweiht, und ich brauchte Nachschub.

Ich sicherte den Colt Diamondback und ließ ihn in die Schulterhalfter gleiten. Augenblicke später verschwand die Kanone unter meinem Jackett, und man brauchte schon einen geübten Blick, um erkennen zu können, daß ich bewaffnet war.

Fertig für den neuen Einsatt! dachte ich und verließ das Zimmer. Im selben Moment vernahm ich dumpfes Gepolter.

Das Geräusch löste sofort Alarm in mir aus.

Irgend etwas passiert mit Vicky! schoß es mir siedendheiß durch den Kopf. Vicky Bonney ist mein wunder Punkt. Jeder Schlag, der sie trifft, schmerzt mich doppelt so stark, als würde er mich selbst treffen.

Ich stürmte los, erreichte die Living-room-Tür, stieß sie zur Seite und sah meine Freundin auf dem Boden liegen. Mein Herz übersprang einen Schlag. Vicky wand sich mit angst- und schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Boden und versuchte sich verzweifelt von einer goldenen Hand zu befreien, die ihre Kehle zudrückte.

Ich stürzte zu ihr und packte die Hand. Kalt wie Eis war sie, aber nicht so hart. Ich entdeckte den Siegelring des Politikers am Ringfinger, konnte mir darauf im Moment keinen Reim machen, doch das war auch nicht wichtig.

Erst mußte ich Vicky aus ihrer schrecklichen Lage befreien.

Überlegen konnte ich später. Da es mir nicht möglich war, die Finger der goldenen Klaue auseinanderzubiegen, obwohl ich meine ganze Kraft dafür aufbot, setzte ich meinen magischen Ring gegen die Geisterhand ein.

Ich stieß den schwarzen, in der Form eines Pentagramms geschliffenen Stein gegen den Handrücken. Die Horror-Hand schien Augen zu haben, denn als ich meine Faust nach unten rammte, ließen die Finger von Vickys Kehle ab.

Die Hand zuckte zur Seite, wodurch ich ihren Rücken mit dem Ring nur streifte. Sie schüttelte sich, als hätte sie sich die Finger verbrannt, wedelte vor meinen Augen hin und her.

Ich nahm den Blick nicht von ihr, während ich aufgeregt nach Vicky tastete. Sie hustete, röchelte und schluchzte. Das arme Mädchen. Der Schock mußte furchtbar für sie gewesen sein.

Himmel, wenn ich das Haus bereits verlassen hätte… Vicky wäre rettungslos verloren gewesen. Mir War, als würde mich jemand mit Eiswasser übergießen.

»Bist du okay, Vicky?« keuchte ich, die Hand nicht aus den Augen lassend.

»Ja«, kieckste sie.

Ich war ihr beim Aufstehen behilflich, achtete darauf, daß sie sich

hinter mir befand, damit die Horror-Klaue sie nicht noch einmal erwischte.

»Woher kommt die Hand? Wieso trägt sie Rob Andrews' Ring?« fragte ich.

»Ich… ich habe keine Ahnung, Tony. Ich war mit den Tonbändern beschäftigt… Als ich mich umdrehte, hing diese scheußliche Hand vor mir in der Luft und packte sofort zu. Ich hatte nicht einmal Zeit, um Hilfe zu rufen.«

»Okay, bleib hinter mir. Ich werde versuchen, die Pfote zu kriegen.«

»Ob sich Magie in diesem Ring befindet?«

»Ich finde es heraus«, sagte ich und schnellte vorwärts. Mit beiden Händen griff ich zu, wollte mir die goldene Hand schnappen, doch sie fegte zur Seite und ich griff daneben.

Dann schlug sie zu. Es ging so blitzschnell, daß meine Reaktion zu spät kam. Die Hand hatte sich zur Faust geballt und hämmerte gegen meine Schläfe. Ich nahm den Kopf zwar zurück, aber nicht rasch genug.

Der Treffer warf mich zur Seite. Vicky schrie auf, und ich dachte schon, die Horror-Klaue hätte erneut meine Freundin angegriffen, doch Vicky hatte meinetwegen geschrien.

Ich nahm meine alte Position wieder ein und unternahm einen neuerlichen Versuch, die Hand zu erwischen. Abermals wich sie mir geschickt aus, und wieder versuchte sie einen Kopftreffer zu landen, doch diesmal kam ich rechtzeitig weg.

Die Hand wischte über mein Haar. Ich stieß mit dem Ring zu, hatte damit allerdings nicht das erhoffte Glück. Die goldene Hand sackte nach unten, und dann kassierte ich einen fürchterlichen Magenhaken.

Ich stöhnte auf und krümmte mich. Die Hand war sofort über mir. Ich sah sie einen Moment nicht. Sie sauste herab und landete in meinem Genick. Der Treffer raubte mir das Gleichgewicht.

Grelle Kreise tanzten in allen Farben vor meinen Augen. Ich fiel. Die goldene Faust schlug noch einmal zu, und ich hörte —wie durch dicke Daunenkissen — wieder Vicky Bonneys Schrei.

Verbissen kämpfte ich gegen die Benommenheit an. Verdammt, ich brauchte ganz schnell wieder einen klaren Kopf. Aber das geht nicht so auf Bestellung. Ich hätte Zeit gebraucht, um mich von den Treffern zu erholen, doch die ließ mir die Horror-Klaue nicht.

Jetzt ging sie mir an die Kehle, und sie drückte so brutal zu, daß der Schmerz kaum auszuhalten war. Wie gelähmt lag auf dem Boden, die Hand an meiner Kehle.

Ich brachte die Kraft nicht auf, meine Arme zu heben. Mein Körper gehorchte mir nicht mehr, während die Horror-Hand alles daransetzte, um das Leben aus mir herauszupressen.

Und Vicky stand da und Panik schüttelte sie. Vorhin hatte sie um ihr

eigenes Leben gezittert, nun zitterte sie um meines.
Aber das war zuwenig. Herrgott noch mal, zittern war zuwenig!
Vicky hätte mir helfen müssen, und wahrscheinlich wollte sie das auch, wußte aber nicht, wie.
Doch dann schien sie endlich zu begreifen, daß ich ohne ihre Hilfe verloren war. Sie beugte sich über mich. Ich sah sie nur noch verschwommen. Sie durchsuchte meine Taschen.
Ich wußte, was sie finden wollte. Rechts! schrie ich im Geist. In der rechten Hosentasche, Vicky! Mach schnell! Beeile dich! Ich halte nicht mehr lange durch!
Ihre Hand glitt in die Tasche. Sie riß das Silberfeuerzeug heraus, das sie darin gefunden hatte. Es sah völlig harmlos aus.
Eigentlich wie jedes andere Feuerzeug.
Doch dieses war von Lance Selby zusammen mit einem seiner rumänischen Kollegen entwickelt worden. Seitlich waren kabbalistische Zeichen und Symbole der Weißen Magie eingraviert, die von Bannsprüchen mit großer Wirkung umschlossen wurden.
Drückte man auf einen bestimmten Knopf, dann wurde aus dem Feuerzeug ein magischer Flammenwerfer, dessen Feuerlohe eine Länge von einem Meter erreichte.
Schwarze Wesen mußten sich davor in acht nehmen, und natürlich auch diese mörderische Höllenhand, die alles daransetzte, um mich zu töten. Vicky Bonney drückte auf den entsprechenden Knopf.
Der Flammenstrahl schoß aus der Düse und fauchte gegen die goldene Klaue. Ich spürte die Hitze des Feuers, doch Vicky Bonney hielt den Flammenwerfer so, daß die Lohe mich nicht traf.
Ein Meisterstück, wenn man bedenkt, wie heftig das Mädchen in diesen grauenvollen Minuten zitterte. Kaum traf die Flamme die Geisterhand, da schnellten die harten Finger auseinander.
Die Horror-Klaue wurde zurückgerissen. Kleine Feuerzungen tanzten auf der goldenen Haut, die sich zu verfärben begann.
Die Flammen brannten Löcher in die Hand, fraßen sich bis zum Knochen vor, und innerhalb von Sekundenbruchteilen verwandelte sie sich in schwarze Asche, die zu Boden rieselte und verging.
Polternd fiel der Ring auf den Teppich, rollte unter den Couchtisch, auf dem er vorhin gelegen hatte, und blieb dort liegen.

***

Schmerz und Entsetzen weiteten Rob Andrews' Augen. Er schrie wie auf der Folter, und er wurde tatsächlich gepeinigt, denn die goldene Hand, die ihm gewachsen war, brannte lichterloh wie eine Fackel.
Der Mann zuckte in den unsichtbaren Fesseln. Er wollte die brennende Hand nach unten reißen, doch das gelang ihm nicht.
Die Finger verbrannten, wurden mehr und mehr steif, erstarrten

schließlich.

Die Hand, nun schwarz geworden, fiel auseinander. Ein dünner Aschenregen fiel auf Andrews' Schultern, und als der Schmerz nachließ und Andrews wieder nach oben blickte, besaß er zum zweitenmal keine rechte Hand mehr.

Diesmal würde sie ihm jedoch kein Zauber mehr zurückbringen können. Die Hand war von weißmagischen Kräften zerstört worden. Agassmea registrierte das mit großem Mißmut.

Die goldene Horror-Klaue hätte Verwirrung stiften sollen, mußte dabei aber an die falsche Person geraten sein. An einen Menschen, der in der Lage war, sich gegen schwarze Attacken zu schützen.

So hätte das nicht laufen sollen. Agassmea ärgerte sich darüber, daß es jemandem gelungen war, die goldene Klaue zu vernichten. Sie würde das nicht vergessen und Erkundigungen über die Person einholen, die den schwarzen Angriff abgewehrt hatte.

Vielleicht würde sie schon bald erneut zuschlagen. Dann aber härter und unvermittelter — und natürlich auch wirkungsvoller.

Mißerfolge waren der goldenen Amazone verhaßt.

Sie konnte nicht verlieren, das machte sie wütend.

***

Meine Güte, hatte es mir die Horror-Hand gegeben. Ich brauchte fünfzehn Minuten, um mich davon zu erholen. Wir hatten uns beide das Leben gerettet. Zuerst ich meiner Freundin, und dann Vicky Bonney mir.

Ich war ihr dankbar, daß sie sich postwendend revanchierte. Mit schmerzendem Hals saß ich auf der Sitzbank und wartete, bis mein innerer Motor wieder in Schwung kam.

Vicky ging es etwas besser. Sie bemühte sich in rührender Weise um mich, brachte ein kaltes, nasses Handtuch und legte es mir auf die Kehle. Das Silberfeuerzeug, mit dem sie mir aus der Klemme geholfen hatte, lag auf dem Couchtisch.

Der Siegelring des Unterhausabgeordneten lag immer noch darunter. Ich bückte mich, um ihn aufzuheben. Das Blut schoß mir in den Kopf und machte mich schwindelig.

Ich ächzte leise und fragte mich, wer die Hand hatte in meinem Haus entstehen lassen. Eines hatte sich mit dieser Attacke ganz klar herauskristallisiert: daß Major Charlton Hathaways Entschluß, mich in diesen Fall einzuschalten, richtig gewesen war.

Seine Männer, so gut sie auch sein mochten, würden in dieser Sache kaum etwas ausrichten können, denn sie verfügten weder über die nötige Erfahrung im Kampf mit finsteren Mächten noch über die nötigen Waffen.

Ich hoffte, daß kein MI-5-Mann das Pech hatte, der Lösung des

Rätsels zu nahe zu kommen, denn das würde ihn mit großer Wahrscheinlichkeit das Leben kosten.

Die kalte Kompresse an meiner Kehle wirkte Wunder. Ich kam wieder auf die Sprünge, steckte das Feuerzeug ein und schob auch Rob Andrews' Ring in meine Jackettasche, hoffend, daß sich um den Ring herum nicht noch einmal so eine Horror-Klaue bildete.

Wie viele Hände konnte die Gegenseite entstehen lassen?

Immer wieder neue? Oder war nach der Vernichtung dieser einen Höllenpfote Schluß mit dem gefährlichen Spuk?

Du kannst dich nur überraschen lassen, sagte ich mir im Geist und erhob mich. Ich reichte Vicky das feuchte Handtuch.

»Danke, es hat geholfen.«

»Das war der Zweck der Übung«, sagte meine Freundin und lächelte.

»Der Fall fing ja gut an, was?« brummte ich.

Sie lehnte sich gegen mich. Ihre flache Hand strich über meine Brust. »Versprich mir, daß du vorsichtig sein wirst, Tony.«

»Ich verspreche es«, sagte ich und küßte Vickys Wange. »Hast du den Schock überwunden?«

»Einigermaßen.«

»Vielleicht solltest du nicht allein im Haus bleiben.«

»Denkst du, es könnte noch mal etwas passieren?«

»Wer weiß es? Geh zu Oda und Lance. Sie werden sich bestimmt über deinen Besuch freuen.«

Oda, die weiße Hexe, und der Parapsychologe Lance Selby wohnten gleich im Nachbarhaus. Das war sehr praktisch. Wir leben nahe genug zusammen, um jederzeit Kontakt aufnehmen zu können, gingen einander jedoch nicht auf die Nerven.

»Okay«, sagte Vicky. »Ich gehe später auf einen kleinen Kaffeeklatsch zu den beiden.«

Ich überlegte, wo Tucker Peckingpah mittlerweile zu erreichen war. Noch in seinem Rolls-Royce? Oder schon in seinem Haus?

Die Zeit seit seiner Abfahrt hätte eigentlich reichen müssen, um ihn inzwischen daheim eintreffen zu lassen.

Wenn Charlton Hathaway den Industriellen nicht aufgehalten hatte, würde ich Peckinpah in seinem Haus ans Telefon kriegen.

Ich begab mich zum Apparat und wählte die Geheimnummer des Industriellen.

Ich hatte sie nirgendwo aufgeschrieben. Sie war seit langem in meinem Kopf gespeichert. Immerhin handelte es sich um eine der wichtigsten Telefonnummern für mich.

Tucker Peckingpah hob so schnell ab, als hätte er auf meinen Anruf gewartet.

»Ist Major Hathaway bei Ihnen?« fragte ich.

»Nein, ich setzte ihn vor seinem Büro ab. Gibt es bereits was Neues,

Tony?«

»Allerdings. Die erste unliebsame Überraschung stellte sich vor wenigen Minuten ein.«

»Was Sie nicht sagen. Was ist passiert?«

Ich erzählte es ihm mit rauher Kehle.

»Damit erweist sich Ihr Einsatz als gerechtfertigt«, sagte Tucker Peckinpah heiser. Er hörte solche Berichte nicht gern, und es ging ihm vor allem an die Nieren, wenn er erfuhr, daß auch Vicky Bonney in Mitleidenschaft gezogen worden war.

»Verständigen Sie Hathaway von dem Vorfall«, verlangte ich.

»Mach' ich sofort, Sie können sich darauf verlassen.«

»Den Ring kriegt er bei Gelegenheit wieder.«

»Das hat keine Eile«, sagte Peckingpah.

»Hathaway soll auf seine Männer Einfluß nehmen«, forderte ich weiter. »Es ist zwar allgemein bekannt, daß nur die besten Leute vom MI 5 in den Dienst gestellt werden, aber diesmal haben wir es mit Spielregeln zu tun, mit denen Hathaways Profis nicht vertraut sind.«

»Ich werd's ihm bestellen, Tony. Sonst noch was?«

»Ja, wenn einer von Charlton Hathaways Männern auf eine heiße Spur stößt, soll er sie nicht selbst verfolgen, sondern mich verständigen.«

»Ich stelle mich als Nachrichtenzentrale zur Verfügung«, sagte Tucker Peckinpah. »Hathaways Leute sollen sich mit allem, was sie herausfinden, an mich wenden. Ich teile es dann umgehend Ihnen mit; sollte ich Sie jedoch nicht erreichen, können Sie von sich aus bei Gelegenheit hier anfragen, ob Informationen für Sie vorliegen.«

»So machen wir's«, sagte ich.

»Hals- und Beinbruch, Tony.«

»Bein reicht«, sagte ich und legte auf.

***

Preisboxer, Metzger, Rausschmeißer… Wenn Pater Severin die Soutane nicht getragen hätte, hätte man ihn für eines davon halten können. Groß und schlaksig war er, mit breiten Schultern, kräftigem Stiernacken und einem Kinn, das einer Baggerschaufel glich.

Seine großen, gutmütigen Augen quollen ein bißchen hervor, als wollten sie verhindern, daß ihnen etwas entging. Pater Severins Schäfchen bemühten sich, reinen Gewissens durchs Leben zu gehen, denn wenn er ihnen bei einer krummen Tour auf die Schliche kam, holte er sie zu sich ins Pfarrhaus, und dann gab es Blitz und Donnerwetter.

So manch einer hatte das Pfarrhaus schon ohne Veilchen betreten, war aber mit einem blauen Auge herausgekommen.

Doch niemand nahm dem Pater seine Strenge übel, schließlich

meinte er es mit allen Gläubigen nur gut.

Obwohl es nicht immer leicht war, sie auf den rechten Weg zu bringen, liebte er seine Gemeinde und war für jeden einzelnen jederzeit da, ob bei Tag oder bei Nacht — wenn man Pater Severin brauchte, war er zur Stelle.

Er saß allein an einem großen Tisch, las die Tageszeitung und mißbilligte brummend so manches von dem, was berichtet wurde. Um die deprimierenden Neuigkeiten besser verkraften zu können, trank Pater Severin würzigen Meßwein.

Er ließ sich stets ein paar Flaschen mehr liefern, um auch privat davon genießen zu können. Es gab einen Mann in der Gemeinde, der sich von Pater Severin immer wieder gern ins Gewissen reden ließ, weil er wußte, daß er anschließend — zur Läuterung — von dem köstlichen Wein trinken durfte.

»Katastrophen«, murmelte der Priester und schüttelte unwillig den Kopf. »Die ganze Zeitung ist voll davon. Politische Anschläge, Militärputsche, Hinrichtungen, Terror… Herr, in was für einer Zeit muß ich leben? Warum bringst du die Menschen, die du nach deinem Ebenbild geschaffen hast, nicht zur Räson? Wenn ich du wäre…« Er schob sich mit grimmiger Miene die Ärmel hoch und ballte die Hände zu Fäusten. »Ich würde die ganze Bande… Naja, du kennst mich. Ich bin ein Heißsporn. Ich würde an deiner Stelle nie soviel Geduld aufbringen, sondern mal so richtig dazwischenfahren, allen, die nicht hören wollen, die Ohren langziehen, damit sie wieder zur Vernunft kommen…«

Er blickte zu dem Kruzifix, das an der Wand hing. Sehr oft sprach er mit Gott. Es störte ihn nicht, daß dieser ihm keine Antwort gab. Wenn ihm nach einem »Zwiegespräch« war, lieferte sich Pater Severin die Antworten gleich mit.

»Manchmal, Herr«, sagte er, und er setzte ein um Verzeihung heischendes Lächeln auf. »Bitte entschuldige, daß ich das zu sagen wage… Manchmal habe ich das Gefühl, die Welt interessiert dich nicht mehr so wie früher. Bist du ihrer überdrüssig geworden? Überläßt du die Menschen ihrem Schicksal? Das wäre ein Verhängnis, Herr. Wir brauchen dich, heute vielleicht mehr denn je. Wenn du uns nicht mit starker Hand lenkst, könnte das zum Untergang der Menschheit führen…«

Er nahm einen Schluck vom Wein, stellte das Glas aber danach nicht wieder an seinen Platz, sondern behielt es in der Hand und erhob sich.

»Der Mensch besitzt Waffen, mit denen er die Erde vielfach vernichten könnte, Herr. Ich bitte dich, paß auf die Leute auf, die sich in der Nähe der Auslöseknöpfe befinden. Die Welt ist immer noch zu schön, um zerstört zu werden. Ich denke, in diesem Punkt bist du meiner Meinung.«

Pater Severin leerte sein Glas, faltete ordnungsliebend die Zeitung zusammen und erhob sich. Er blickte zum Fenster hinaus. Ein weißer Peugeot 504 TI rollte soeben vor dem Pfarrhaus aus.
Ein kleines Lächeln huschte über das Gesicht des Paters. Er öffnete einen kleinen Schrank aus altem Eichenholz und entnahm ihm eine Schachtel mit Silberkugeln, die er kürzlich erst geweiht hatte…

***

Ich klopfte an die alte Tür mit den dicken Eisenbeschlägen.
»Immer herein, mein Sohn!« rief drinnen Pater Severin.
Ich betrat den Raum. Pater Severin kam mir an diesem Tag noch größer und breitschultriger vor. Mit schweren Schritten kam er auf mich zu, und er behauptete, es wäre für ihn immer eine Freude, mich zu sehen.
»Wie ist das werte Befinden?« erkundigte ich mich.
Der Priester lächelte. »Es ist ein bißchen ruhig.«
»Gefällt Ihnen das nicht?«
»Ich bin kein alter Mann. Ich habe es ganz gern, wenn es ein wenig rund geht.«
»Also, ich weiß nicht, Pater Severin, hin und wieder glaube ich, Sie haben den Beruf verfehlt.«
Er schüttelte den Kopf. »Da kennst du mich aber schlecht. Ich bin mit Leib und Seele Priester. Ich diene dem Herrn sehr gern. Für mich ist das Priesteramt kein Beruf, sondern eine Berufung. Was ist schon dabei, wenn ich es begrüße, wenn's um mich herum lebhaft zugeht? Ich gebe zu, es ist eine Freude für mich, wenn ich mich mal so richtig austoben kann. Ich bin voller Vitalität und Spannkraft, mein Sohn. Das muß hin und wieder raus.«
»Sind meine Silberkugeln geweiht?« erkundigte ich mich.
»Selbstverständlich«, sagte der Priester und wies mit dem Kinn auf die Schachtel, die auf dem Tisch stand. Ich nahm sie an mich.
»Kann ich sonst noch etwas für dich tun, mein Sohn?« fragte Pater Severin.
»Ja, schließen Sie mich in Ihr Gebet mit ein.«
»Gibt es dafür einen besonderen Grund?«
»Eigentlich nicht. Es kann keinesfalls schaden.«
»Du siehst aus, als würdest du mitten in einem neuen Fall stecken.«
»Ihnen kann man nichts verheimlichen.«
»Worum geht es?« fragte Pater Severin interessiert. »Laß hören.«
Ich grinste. »Wer wird denn so neugierig sein?«
Der Priester entdeckte jetzt erst meinen geröteten Hals. Für ihn stand sofort fest, daß es sich um Würgemale handelte, was ich da unter meiner Schalkrawatte zu verbergen versuchte. Er wollte wissen, woher ich sie hatte, und ich mußte es ihm erzählen, denn er hätte nicht eher

Ruhe gegeben.

Gespannt hörte er zu. Ein tatendurstiges Funkeln erschien in seinen Augen. Er schien soeben den Entschluß gefaßt zu haben, mich bei meiner Arbeit zu unterstützen.

Ob mir das recht war oder nicht, darum kümmerte sich Pater Severin nicht. Ich kannte ihn lange genug, um zu wissen, daß man ihn von einem gefaßten Entschluß nur sehr schwer, wenn überhaupt, abbringen konnte.

»Du brauchst Hilfe, mein Sohn«, sagte er auch prompt.

»Glücklicherweise habe ich gerade nichts zu tun, deshalb werde ich dir beistehen.«

»Sie sollten sich das noch einmal überlegen, Pater«, riet ich ihm.

Er winkte ab. »Das ist nicht nötig. Wir werden die Sache gemeinsam meistern.«

»Ihre Überzeugungskraft ist einmalig, Pater«, sagte ich grinsend.

Er wollte hören, wie ich den Fall in Angriff zu nehmen gedachte.

»Auf dem Programm stehen ein Besuch bei Gary Hooker und Al O'Hara, vielleicht auch eine Fahrt mit der U-Bahn — und außerdem möchte ich mich in Rob Andrews' Haus und in seinem Apartment umsehen«, sagte ich.

Pater Severin nickte wichig. »Genau das hätte ich vorgeschlagen, wenn du mich gefragt hättest, was zu tun ist, mein Sohn.«

Er war wirklich einmalig.

***

Rob Andrews hatte seine Hand zum zweitenmal verloren.

Diesmal aber für immer. Er hatte keine Erklärung dafür, wie sie wieder entstanden war und wußte auch nicht, wodurch sie zerstört worden war.

Agassmea hatte sich mit ihren Begleiterinnen Nata und Borni zurückgezogen. Andrews konnte die drei goldenen Amazonen nicht mehr sehen. Obwohl es keinen Sinn hatte, unternahm er einen neuerlichen Versuch, sich von den unsichtbaren magischen Fesseln zu befreien.

Wenn es ihm gelungen wäre, von hier unbemerkt fortzukommen, hätte er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt. Die Armee hätte alle Anstrengungen unternehmen müssen, Agassmea und die beiden anderen goldenen Amazonen zur Hölle zu schicken. Diese drei Mädchen waren eine Gefahr für die Stadt.

Andrews wußte nicht, was Agassmea im Schilde führte, aber es war mit Sicherheit nichts Gutes. Wenn sie die Möglichkeit hatten, ihn zu ihrem Diener zu machen, gelang ihnen das auch mit anderen Menschen.

Die goldenen Amazonen konnten hier im verborgenen eine kleine,

schlagkräftige Armee aufbauen, ohne selbst groß in Erscheinung treten zu müssen. Agassmea konnte willenlose Menschen die Schmutzarbeit erledigen lassen.

Erst wenn eine breite Basis geschaffen war, konnten die goldenen Amazonen aus der Versenkung hochkommen, und zu diesem Zeitpunkt würde es wohl kaum mehr möglich sein, die Tigerfrauen in die Schranken zu weisen.

Jetzt müßte man etwas gegen sie unternehmen, dachte Rob Andrews aufgeregt.

Wer aber hätte die Menschen über die Gefahr informieren sollen? Andrews kam hier nicht weg, und er würde wohl nicht mehr allzulange über einen eigenen Willen verfügen.

Agassmea würde ihn zur Marionette degradieren. Erst wenn er völlig unter ihrer Kontrolle war, würde sie ihn freilassen, losschicken, damit er Taten setzte, die in ihrem Sinn waren.

Rob Andrews legte den Kopf an die feuchtkalte Ziegelmauer.

Vermißte ihn noch niemand? Er hatte Freunde. Sie riefen hin und wieder an oder kamen auf einen Sprung bei ihm vorbei.

Würden sie irgendeinen Verdacht schöpfen, wenn sie ihn nicht erreichen konnten? Oder würden sie einfach denken, er wäre vorübergehend irgendwo versackt?

Er schloß die Augen, und die grauenvolle Szene von gestern lief noch einmal in seinem Geist ab. Agassmea hatte ihm die Hand abgeschlagen, und die Hand hatte sich danach aufgelöst. Aber sein Ring war auf dem Bahnsteig liegengeblieben.

Mittlerweile mußte ihn jemand gefunden haben. Rob Andrews konnte sich nicht vorstellen, daß der Ring unentdeckt blieb.

Was würde der Finder damit machen? Behielt er ihn? Brachte er seinen Fund zur Polizei?

Wenn letzteres passierte, würden sich die Rädchen der Behörden zu drehen beginnen. Vielleicht suchte man bereits nach ihm. Doch wie sollten die Suchenden herausfinden, wohin ihn Agassmea gebracht hatte?

Durch das alte Gewölbe ging ein leichtes Beben. Andrews war aufgefallen, daß es in regelmäßigen Abständen erfolgte. Es war die U-Bahn, die das düstere Gemäuer erbeben ließ.

Wie weit bin ich von einer Station entfernt? fragte sich Rob Andrews. Hat es einen Zweck, um Hilfe zu schreien? Kann mich jemand hören?

Vorhin, als seine Hand in Flammen aufging, hatte er geschrien, doch niemand hatte darauf reagiert. Er wollte es noch einmal versuchen. Vielleicht bot sich so eine Gelegenheit nie wieder.

Agassmea, Nata und Borni waren nicht hier, und es war totenstill. Vielleicht würde sich sein Schrei durch die Gänge weit fortpflanzen und das Ohr eines aufmerksamen Menschen erreichen.

Ich habe nur diese eine Chance, dachte Rob Andrews, pumpte Luft in seine Lungen und brüllte dann, so laut er konnte.
»Hilfe! Hiiilfeee! Hiiilfeee!«
Hallend zitterte seine Stimme durch die Stollen, stieß gegen Wände und Decken, prallte gegen eingestürzte Mauern und kam als gespenstisches Echo zurück.
»Zwecklos«, schluchzte Rob Andrews und sackte in sich zusammen, soweit dies die magischen Fesseln zuließen. »Das hört ohnehin niemand…«
Tränen rannen ihm über die Wangen und löschten den letzten Hoffnungsfunken in ihm. Er begriff, daß er verloren war. Es gab für ihn kein Entrinnen, keine Hilfe, keine Rettung…
Wo befanden sich die goldenen Amazonen. Schleppten sie noch jemanden hierher in dieses verwunschene Reich? Ein aggressives Fauchen riß den unglücklichen Mann aus seinen Gedanken.
Er sah die drei Mädchen wieder. Sie hielten Dutzende von Räucherstäbchen in ihren Händen. Die Zeremonie…! schoß es Rob Andrews durch den Kopf.
Agassmea steckte die Stäbchen vor ihm in den Boden. Nata und Borni folgten ihrem Beispiel. Der Rauch, der von den Stäbchen aufstieg, wurde zu einem blau schillernden Vorhang, auf dem grauenerregende Fratzen erschienen.
Die drei goldenen Amazonen verschwanden dahinter. Aber sie gingen nicht fort. Andrew hörte sie knurren. Vielleicht verwandelten sie sich in diesem Augenblick in Raubtiere.
Der Qualm bildete einen Halbkreis, der langsam kleiner wurde.
Die schrecklichen Fratzen rückten dadurch immer näher.
Sie bleckten gräßliche Zähne, starrten ihn mit riesigen Bestienaugen an. Er glaubte sie lachen und kreischen zu hören.
Sie verhöhnten ihn, während der Höllenqualm schon fast seinen Körper berührte.
Und dann kam es zum ersten Kontakt. Er schrie entsetzlich auf, bäumte sich verzweifelt auf und tauchte dadurch noch tiefer in die Schwaden ein.
Sie schienen seine Haut zu zersetzen. Sein Körper wurde einer Veränderung unterzogen. Er spürte, wie der Rauch sich in ihn hineinfraß.
Er stöhnte, glaubte, zu sterben. Alles an ihm und in ihm schien in Auflösung begriffen zu sein.
Eine unbeschreibliche Kraft ergriff von ihm Besitz und wandelte ihn auf eine Weise um, die er gedanklich nicht nachvollziehen konnte. Er spürte nur, daß jener Rob Andrews, den Agassmea hierher gebracht hatte, ein anderer wurde.
Seine Angst ebbte ab. Sein Herz schien in einem anderen Rhythmus

zu schlagen. Ihn erfüllte etwas, das es vor wenigen Augenblicken noch nicht gegeben hatte.

Der Sinn seines Lebens war ein anderer geworden. Er dachte anders und fühlte kaum noch. Andrews' Umwandlung zum Roboter des Grauens war beinahe abgeschlossen.

Agassmea, Nata und Borni sprachen schwarze Beschwörungsformeln. Der Rauch, von dem Rob Andrews eingehüllt worden war, löste sich auf. Andrews sah die goldenen Amazonen wieder.

Agassmea lächelte ihn triumphierend an. »Nun können wir uns auf dich verlassen«, sagte sie zufrieden. »Du wirst nichts gegen uns unternehmen, wenn wir dich freilassen. Von nun an gehörst du zu uns.«

»Ja«, preßte Rob Andrews heiser hervor. »Ich bin… euer Diener…«

Agassmea verwandelte sich unvermittelt, doch Rob Andrews fürchtete sich nicht vor der Tigerfrau. Auch Nata und Borni wurden zu knurrenden Raubtieren.

Ihr Geist kontaktierte Andrews' Gehirn.

»Empfange den Keim des Grauens!« vernahm er, und er sah, wie die Tigerfrauen die Pranken hoben.

Gleichzeitig schlugen sie zu. Jetzt brüllte er doch auf — und dann wurde ihm pechschwarz vor den Augen.

***

Unsere erste Station war Gary Hooker. Der kleine, drahtige Mann blickte Pater Severin verwundert an. Ein Priester und ein Privatdetektiv — das war für den Schalterbeamten eine seltsame Kombination.

Hooker bot uns Platz an. Wir setzten uns. Der Mann kratzte sich hinter dem Ohr. »Es war schon jemand vom MI 5 bei mir«, meinte er.

»Was haben Sie ihm erzählt?« wollte ich wissen.

»Leider nichts, was er nicht schon wußte«, antwortete Gary Hooker, »und ich werde auch Sie enttäuschen müssen, Mr. Ballard. Mir fällt zu dem ganzen Themenkomplex nichts mehr ein.«

»Konzentriere dich, mein Sohn«, forderte Pater Severin den Schalterbeamten auf. »Vielleicht kommt dir noch die Erleuchtung.«

Hooker hob die Schultern. »Auf die würden wir bis zum Jüngsten Tag warten, Pater. Ich habe nichts gesehen. Nur gehört hab' ich was: diese furchtbaren Schreie… und das markerschütternde Raubtiergebrüll.«

»Von was für einem Tier wurde es ausgestoßen?« fragte Pater Severin.

»Das weiß ich nicht. Als O'Hara und ich den Bahnsteig erreichten, war er wie mit einem Besen leergefegt.«

»In O'Haras Bericht steht, daß Sie den Siegelring fanden«, sagte ich.

»Das ist richtig. Inzwischen weiß ich, wem der Ring gehört: dem

Unterhausabgeordneten Rob Andrews.«

»Wissen Sie, wie Andrews aussieht, Mr. Hooker?«

Der Mann nickte. »Man sieht ihn häufig im Fernsehen.«

»Sahen Sie ihn schon mal in der U-Bahn-Station, in der Sie Dienst tun?« wollte ich wissen.

Gary Hooker schüttelte den Kopf. »Nein. Jedenfalls nicht bewußt.«

»Kam es in der jüngsten Vergangenheit mal zu irgendeinem Zwischenfall?« forschte ich weiter.

»Nein, der Betrieb lief in der U-Bahn-Station Latimer Road immer reibungslos ab, Mr. Ballard.«

»Wie denken Sie persönlich über diesen Fall?« fragte ich.

Hooker verzog das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Ach, wissen Sie, Mr. Ballard…«

Ich merkte, daß er meiner Frage ausweichen wollte. Deshalb nagelte ich ihn fest. »Sie müssen dazu doch eine eigene Meinung haben, Mr. Hooker.«

»Mit der solltest du nicht hinter dem Berg halten, mein Sohn«, riet ihm Pater Severin freundlich.

»Ein Mensch verschwand unter mysteriösen Umständen«, sagte ich, »und ich bin sicher, Sie versuchten sich das irgendwie zu erklären.«

»Das schon, aber es kam nichts dabei heraus«, sagte Hooker.

»Für mich ist das Ganze ein riesiges Rätsel, und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich froh bin, es nicht lösen zu müssen, denn das würde mir niemals gelingen. Ehrlich gesagt, ich kann mir nicht einmal vorstellen, daß es der MI 5 schafft…« Nachdenklich brach der Schalterbeamte ab. »Ja, vielleicht habe ich für mich persönlich eine Erklärung… Die Hölle… Möglicherweise hat sie die Hand in diesem verdammten Spiel.«

Pater Severin nickte. »Siehst du, mein Sohn, deshalb habe ich mich entschlossen, Tony Ballard zu helfen.«

***

Ein kalter Schauer durchlief Rob Andrew's Körper. Der Mann kam zu sich und stellte fest, daß er allein war. Agassmea, Nata und Borni hatten sich zurückgezogen.

Sie ließen Andrews allein. Die unsichtbaren Fesseln hielten ihn nicht mehr fest. Er war frei, konnte gehen, wohin er wollte.

Schwerfällig erhob er sich. Die goldenen Amazonen konnten ihm vertrauen.

Zwischen den Tigerfrauen und ihm bestand eine untrennbare Verbindung. Rob Andrews war zum Roboter des Grauens geworden. Er blickte auf seinen Armstumpf.

Wie würde er den Verlust der Hand erklären? Man würde ihn diesbezüglich ansprechen, und er durfte keinesfalls die Wahrheit

sagen. Bestimmt würde ihm irgendeine glaubhafte Lügengeschichte einfallen.

Allein stand er in dieser düsteren Unterwelt. Mit finsterer Miene blickte er sich um. Da er nicht hier zu bleiben brauchte, wollte er das alte Stollensystem verlassen.

Er hatte nun viel zu tun. Er wußte, was Agassmea von ihm erwartete, ohne daß sie ihm einen ausdrücklichen Befehl gegeben hatte. Die schwarze Verbindung lenkte ihn.

Er brauchte den bösen Impulsen nur nachzugeben, dann tat er automatisch das richtige. Andrews blickte sich kurz um, als wollte er sich orientieren, doch das war nicht nötig.

Sein Inneres entschied sich für eine von zwei möglichen Richtungen. Entschlossen schritt er über feuchten Schutt. Ratten flohen fiepend vor ihm. Er patschte mit seinen Schuhen in Pfützen, ging unbeirrt seinen Weg, der ihn zurück ins Leben führte.

In ein Leben, das voller Angst, Grausamkeit und Schrecken für seine Mitmenschen sein würde. Wer diesem Roboter des Grauens begegnete, der war seines Lebens nicht mehr sicher…

***

Melanie O'Hara war nicht schön, aber ungemein sympathisch.

Ihr schmeckte das Essen, das sah man ihr an. Niemand konnte sie diesbezüglich wohl besser verstehen als Pater Severin, der selbst wie ein Drescher zulangte, wenn man ihn vor einen vollen Teller setzte.

»Mein Mann schläft noch«, sagte die Frau und ließ uns eintreten.

»Wir kommen später wieder«, sagte ich.

»Das ist nicht nötig; ich werde Al wecken.«

Ich wollte sie davon abhalten, doch sie eilte schon ins Schlafzimmer, und wir hörten sie mit ihrem Mann hinter der geschlossenen Tür reden. Der Sergeant brummte verdrossen und verschlafen, hustete und gähnte herzhaft.

Als er dann erschien, trug er einen dunkelgrünen Schlafrock über dem gestreiften Pyjama. Schlurfend kam er auf uns zu.

Seine Füße steckten in alten Lederpantoffeln.

Melanie O'Hara ließ uns mit ihrem Mann allein. Sie hatte ihm mitgeteilt, was wir von ihm wollten, und nun hob der Sergeant die Schultern und sagte: »Es steht alles in meinem Bericht. Ich habe dem nichts hinzuzufügen.«

»Nicht so voreilig, mein Sohn«, sagte Pater Severin und hob die Hand. »Vielleicht fällt dir doch noch etwas ein.«

Al O'Hara fuhr sich mit den Fingern durch das rötlichblonde Haar. »Tut mir leid, Pater. Soll ich Ihnen zuliebe eine Geschichte erfinden?«

»Wir sind nur an Tatsachen interessiert«, erwiderte der Priester.

»Tja, und die sind in meinem Bericht festgehalten.«

Ich versuchte auch O'Hara zu einer persönlichen Stellungnahme zu bewegen. Er sagte, von Mutmaßungen hätten wir nichts, und weitere Fakten könne er nicht liefern.

Ich erzählte ihm, daß wir auch Gary Hooker besucht hatten.

»Hat er sich dazu geäußert?« wollte der Sergeant wissen.

»Ja«, antwortete ich. »Er meint, möglicherweise habe die Hölle die Hand im Spiel.«

Al O'Hara nickte bedächtig. »Die Hölle, ja, wenn ich. nicht Polizist wäre, der sich an Fakten halten muß, würde ich mich wohl auch zu dieser Ansicht durchringen. Aber gibt es das Böse wirklich?«

Niemand war kompetenter, diese Frage zu beantworten, als Pater Severin. »Es gibt Licht und Schatten«, erklärte er.

»Schwarz und Weiß. Anfang und Ende. Unsere ganze Existenz ist auf Gegensätzen aufgebaut, die sich die Waage halten. Es gibt Gott, unseren Herrn. Stimmst du darin mit mir überein?«

»Natürlich, aber…«

»Und es gibt Asmodis, den Fürsten der Finsternis. Wer bereit ist, zu glauben, daß es das Gute gibt, muß zwangsläufig auch damit rechnen, daß das Böse existiert.«

»Das fällt mir nicht leicht«, sagte Al O'Hara. »Für mich fallen der Teufel und seine Dämonen in den unglaubwürdigen Bereich von Schauermärchen.«

Pater Severin schüttelte ernst den Kopf. »Nein, mein Sohn, das Böse ist keine Erfindung der Menschen. Das gibt es wirklich, und du warst letzte Nacht nahe daran, ihm zu begegnen.«

O'Hara lachte nervös. »Da kann ich nur von Glück sagen, daß mir diese Begegnung erspart blieb.«

»Das kannst du in der Tat«, bestätigte Pater Severin.

Ich löcherte den Sergeanten mit zahlreichen Fragen. O'Hara bemühte sich, sie alle zu beantworten, doch es kam für uns nichts Brauchbares heraus. Nach wie vor wußten wir nicht, welches Schicksal Rob Andrews ereilt hatte.

Um das Bild einigermaßen abzurunden, fuhren Pater Severin und ich zur nächsten U-Bahn-Station, begaben uns zur Subway hinunter und warteten auf einen Zug.

»Du trittst auf der Stelle«, stellte Pater Severin fest.

»Sie auch«, gab ich zurück.

»Wir werden den Fall dennoch lösen.«

»Einen Priester ohne Optimismus gibt es wohl nicht, wie?«

»Wir können auf Gott vertrauen.«

»Könnten Sie mit Ihren guten Beziehungen nicht erreichen, daß wir einen entscheidenden Schritt vorwärts machen?«

»Was erwarten Sie von mir? Wunder?«

Ich grinste. »Vielleicht. Wenn ich so einen heißen Draht zum Himmel

hätte wie Sie, würde ich mir so einiges richten.«

»Das habe ich nicht nötig. Der Herr richtet's für mich.«

»Tatsächlich«, sagte ich schmunzelnd. »Er schickt zum Beispiel jetzt den Zug, damit wir nicht länger zu warten brauchen.«

Wir fuhren zur Latimer Road, stiegen aus und blieben auf dem Bahnsteig stehen, während die anderen Leute zur Rolltreppe gingen und nach oben fuhren.

Ich blickte mich konzentriert um. »Hier passierte es also«, sagte ich zu Pater Severin. »Hier hatte Rob Andrews eine schicksalsschwere Begegnung…«

»… die ihn möglicherweise das Leben kostete«, vervollständigte der Priester meinen Satz.

Ich sah ihn ernst an.

»Auch das müssen wir in Erwägung ziehen«, sagte der große Mann in der Soutane.

Er hatte recht, doch mir widerstrebte es, anzunehmen, daß Rob Andrews nicht mehr lebte. Solange niemand seine Leiche fand, wollte ich glauben, daß wir noch etwas für ihn tun konnten.

Was mir die ganze Zeit über nicht in den Kram paßte, war dieses verflixte Raubtiergebrüll. Wer hatte es ausgestoßen?

Handelte es sich um ein Monster? Wohin war es mit Hob Andrews verschwunden?

Mit fiel Radheera ein. Der Magier-Dämon konnte Menschen zum Verschwinden bringen. Er radierte sie aus ihrer Umwelt regelrecht aus. War hier etwas Ähnliches in der vergangenen Nacht vorgefallen?

Wenn ja, wenn Rob Andrews auf irgendeine schwarzmagische Weise in eine andere Dimension geschafft worden war, war es möglich, daß wir ihn nie wieder zu Gesicht bekamen.

»Versuchen wir uns die Situation einmal vorzustellen«, schlug Pater Severin vor.

»Okay. Der Zug trifft ein, Rob Andrews steigt aus«, sagte ich.

»Vielleicht allein, vielleicht mit einigen anderen Fahrgästen.«

»Aber er begibt sich nicht zur Rolltreppe.«

»Der Zug fährt weiter, und Andrews befindet sich immer noch auf dem Bahnsteig.«

»Und plötzlich macht er eine Entdeckung.«

»Er sieht — möglicherweise — ein Raubtier.«

»Er schreit und ergreift die Flucht«, sagte Pater Severin.

»Das Raubtier setzt brüllend hinter ihm her, erwischt ihn und verschleppt ihn. — Wir würden uns hervorragend für eine Doppelconfèrence eignen, Pater. — Doch weiter im Text. Woher kam das Raubtier und wohin begab es sich mit Rob Andrews?«

»Was ist mit den Tunnels?«

»Wir können davon ausgehen, daß Major Hathaway sie von seinen

Männern unter die Lupe nehmen ließ.«

»Tja, dann bin ich mit meinem Latein leider am Ende, mein Sohn.«

»Ich auch«, brummte ich. »Und darüber ärgere ich mich maßlos.«

Wir fuhren zurück, stiegen in meinen Peugeot und begaben uns zu Rob Andrews' Liebesnest. Als ich mit meinem Drahtbürstenschlüssel im Türschloß herumstocherte, rügte mich der Pfarrer.

»So etwas tut man nicht.«

»Kennen Sie eine andere Methode, um die Tür aufzukriegen, Pater?«

»Mit diesem Vorgehen machst du dich strafbar.«

»Pater Severin als Komplize eines Einbrechers«, bemerkte ich grinsend. »Das gab's noch nie.«

Um ihn zu beruhigen, sagte ich ihm, daß mir Charlton Hathaway den Rücken deckte. Daraufhin sagte Pater Severin:

»Wenn das so ist, dann gib mal her.« Er nahm mir den Schlüssel aus der Hand und hatte das Schloß im Nu auf.

Ich grinste. »Wie ein Profi. Wo haben Sie das gelernt?«

»Ich habe dafür einfach Talent«, sagte der Priester bescheiden.

»Schon im Priesterseminar kamen alle zu mir, wenn es galt, ein Schloß zu öffnen, zu dem es keinen passenden Schlüssel gab.«

»Pater Severin, der Einbruchsspezialist«, sagte ich amüsiert.

»Was würde wohl Ihr Bischof sagen, wenn er davon erfährt?«

»Ich glaube, er würde mich in ein Dorf am Ende der Welt verbannen«, sagte Pater Severin feixend und drückte die Tür auf.

Wir betraten das Apartment des Unterhausabgeordneten.

Stille herrschte in der Wohnung, die geschmackvoll, aber nicht übertrieben teuer eingerichtet war.

Hoffte ich hier einen Hinweis auf Andrews' Verschwinden zu finden? Hatte sich der Unterhausabgeordnete mit jemandem in der U-Bahn-Station Latimer Road getroffen?

Wir blickten in alle Räume. Überall herrschte Ordnung und Sauberkeit. Das große Bett im Schlafzimmer mißfiel dem Priester, denn er wußte, welchem Zweck es diente.

Ich ließ mich darauf nieder. Die mit Wasser gefüllte Matratze schaukelte mich sanft. Ich hob den Blick und betrachtete mich im Spiegel, der beinahe die gesamte Decke einnahm.

Pater Severin hatte kein Verständnis für das Leben, das Rob Andrews führte. »Ich bin bestimmt sehr tolerant«, brummte er, während er eine Handbewegung machte, die das gesamte Schlafzimmer einschloß. »Aber muß so etwas sein?«

»Mein Geschmack ist es auch nicht, aber ich verurteile Rob Andrews deswegen nicht. Er ist ein hervorragender Politiker, dessen Leistungen man anerkennen muß. Was er privat macht, geht keinen etwas an.«

»Oh, mich geht das sehr wohl etwas an«, widersprach mir Pater Severin. »Schließlich ist es meine Aufgabe, mich um das Seelenheil

der Menschen zu kümmern.«

Im Wohnzimmer sah ich, daß sich ein Band im Videorecorder befand. Ich schaltete den Fernsehapparat ein und drückte auf den Wiedergabeknopf. Sekunden später war mir die Sacne entsetzlich peinlich, denn über den Bildschirm flimmerte ein scharfer Pornostreifen.

Pater Severin bedachte mich mit einem vernichtenden Blick.

»Stell das sofort ab, sonst schlage ich das Videogerät in Stücke!«

Ich stoppte das Band. »Entschuldige, Pater. Ich konnte nicht ahnen…«

»Ich möchte diese verkommene Lasterhöhle verlassen!« sagte Pater Severin grimmig. »In den Räumen ist es zwar sauber, aber man wird hier drinnen dennoch schmutzig. Komm, mein Sohn, wir gehen!«

»Na schön«, sagte ich. »Gehen wir.«

Wir hätten uns den Weg hierher sparen können.

Genaugenommen waren wir seit Stunden erfolglos. Ich hoffte, daß sich das bald änderte. Der Besuch bei Gary Hooker ergab nichts. Bei Al O'Hara kamen wir auch nicht weiter. Die U-Bahn-Station konnte ebenfalls mit keiner Überraschung aufwarten. Rob Andrews war nach wie vor verschollen, und niemand wußte, wo er sich befand und wer ihn verschleppt hatte.

Ich trat mit Pater Severin aus dem Haus, in dem sich Andrews'

Liebesnest befand. Der Priester verlieh seiner Entrüstung lautstark Ausdruck. Ich ließ ihn wettern.

Es wäre ein Fehler gewesen, Pater Severin zu widersprechen.

Damit hätte ich mir nur seinen Unmut zugezogen, und das wollte ich nicht riskieren. Der Pfarrer beruhigte sich auch in meinem Wagen noch nicht.

Schließlich sagte er: »Sollte Rob Andrews noch leben und wir es schaffen, ihn zu retten, werde ich ihm tüchtig ins Gewissen reden. Ich mache einen Heiligen aus ihm, das verspreche ich dir.« Er hob die Faust. »Mit meinen Argumenten konnte ich bisher noch jeden überzeugen und auf den rechten Weg zurückführen!«

Ich schmunzelte. So war Pater Severin. Der zeigte nicht einmal vor einem Unterhausabgeordneten Respekt. Er hatte seine besonderen Methoden, mit Sündern umzugehen, und er tat dies ohne Ansehen der Person.

Wir erreichten Andrews' Haus. Der Garten, in dem es stand, wurde von einem Fachmann gepflegt, das sah man sofort. Die Natur mußte sich dem Willen des Menschen unterordnen, ohne daß sie in ein störendes Korsett gezwängt wurde.

In einigen Bereichen durfte sie sich entfalten, ohne zu verwildern. Eine fachkundige Hand brachte sie in eine gefällige Form und machte daraus ein kleines grünes Paradies.

Auch hier trafen wir Rob Andrews nicht an, und wiederum überließ ich Pater Severin das Schloß an der Tür, denn ich hatte erkannt, daß er im Knacken von Schlössern besser war als ich.

Hier, in diesem Haus, in dem Rob Andrews Freunde und Kollegen empfing, zeigte er Stil und Geschmack. Die Einrichtung war um drei Klassen besser und seriöser als im Apartment.

»Trifft das Ihren Geschmack?« fragte ich den Priester.

»Scheinheilig und verlogen ist alles in diesem Haus«, sagte Pater Severin hart. »Das weiß ich, seit ich Andrews' Apartment gesehen habe.«

Wir begaben uns in Andrews' geräumiges, holzgetäfeltes Arbeitszimmer. Ich sah mir an, was auf dem Schreibtisch lag und warf in jede Lade einen Blick. Pater Severin durchstöberte das Bücherregal und entdeckte einen Revolver.

In dem Moment, wo er ihn in die Hand nahm, knurrte hinter uns jemand: »Hände hoch! Keine Bewegung!«

Wir drehten uns um und erstarrten. Unsere Augen weiteten sich, denn vor uns stand… Rob Andrews!

»Ein Gangster im Priesterrock!« schnarrte der Unterhausabgeordnete. »Das ist mal etwas Neues!«

»Ich verbiete dir, mich einen Gangster zu nennen!« sagte Pater Severin schneidend.

»Du willst mir doch nicht einreden, du wärst ein echter Priester.«

»Doch!«

»Mit dieser Galgenvogelvisage?«

»Du hast es nötig, über andere zu urteilen!« wetterte Pater Severin los. »Dabei watet man knöcheltief im Morast, wenn man dein Apartment betritt!«

»Ihr wart auch in meinem Apartment?« fragte Rob Andrews mit zusammengekniffenen Augen. »Was hattet ihr dort zu suchen?«

»Wir suchten Sie«, schaltete ich mich ein.

Andrews hielt uns mit einer Pistole in Schach. Seine Kleidung war schmutzig, als hätte er in einem Gully übernachtet. Er hielt die Pistole in der linken Hand, während die rechte in der Tasche seines Jacketts steckte.

»So, mich habt ihr gesucht«, sagte der Unterhausabgeordnete.

»Und das soll ich euch abnehmen?«

»Wir sind keine Lügner«, sagte Pater Severin.

»Halt die Luft an, Pfaffe!«

»Dir werde ich geben…« Obwohl Andrews eine Pistole in der Hand hielt, wollte sich Pater Severin unerschrocken auf ihn stürzen, um ihm Manieren beizubringen.

Ich trat dem Priester in den Weg. »Lassen Sie das, Pater! Er wird sich entschuldigen.«

Andrews lachte. »Du bist wohl nicht bei Trost!« sagte er zu mir. Er verlangte von Pater Severin, daß dieser den gefundenen Revolver auf den Schreibtisch legte.

Der Priester — ohnedies kein Freund von Schußwaffen —trennte

***

sich von der Kanone. Finster blickte er Rob Andrews an. Es gab eine ganze Menge, was Pater Severin dem Mann zu sagen hatte, und er würde es ihm nicht vorenthalten, sobald diese Situation geklärt war.

Ich nannte meinen Namen und den des Priesters und erklärte dem Unterhausabgeordneten, daß der Leiter des MI 5 persönlich gebeten hatte, ich möge mich an der Suche nach Andrews beteiligen.

Der Unterhausabgeordnete grinste mich breit an. »Du hältst mich wohl für ganz blöd, wie?«

»Wieso?«

»Der MI 5 braucht keine Unterstützung. Deine Geschichte ist eine glatte Lüge, Ballard. Charlton Hathaway würde niemals einen Privatdetektiv um Hilfe bitten.«

»Er hat es in diesem speziellen Fall aber getan.«

»Ihr seid zwei ganz gewöhnliche Einbrecher, mit denen ich kurzen Prozeß machen sollte!«

»Stecken Sie die Waffe weg, Andrews, und lassen Sie sich erklären…«

»Die Waffe bleibt!« blaffte der Unterhausabgeordnete. »Und sowie es einem von euch beiden Halunken in den Sinn kommt, mich anzugreifen, drücke ich ab!«

»Hören Sie, warum rufen Sie nicht Hathaway an und lassen sich von ihm bestätigen, was ich gesagt habe?«

»Ich mache mich doch nicht lächerlich!«

»Ist Ihnen bekannt, daß Sie wie eine Stecknadel im Heuhaufen gesucht werden, Andrews?«

»Nein.«

»Wo waren Sie von gestern nacht bis heute?«

»Ich wüßte nicht, was dich das angeht.«

»Sie fuhren mit der U-Bahn bis Latimer Road.«

»Wer behauptet das?«

»Sie stiegen aus, und dann hörten der Schalterbeamte und ein Sergeant Sie schreien.«

»Mich? Die beiden müssen verrückt sein. Wie wollen die mich schreien gehört haben, wenn ich gar nicht da war.«

»Und sie hörten das Gebrüll eines Raubtiers«, fuhr ich fort.

»Beweist das nicht allein schon, daß diese Männer einen Dachschaden haben? Ein Raubtier in der U-Bahn!«

»Etwa zwölf Stunden sind Sie unauffindbar, Andrews, und dann kommen Sie nach Hause und tun so, als wäre alles in Ordnung.«

»Nun, alles ist nicht in Ordnung. Ich habe zwei Einbrecher in meinem Haus überrascht und weiß nicht, was ich mit ihnen tun soll.«

Irgend etwas stimmte mit dem Mann nicht, das witterte ich. Er hatte etwas zu verheimlichen.

»Was ist in der U-Bahn-Station Latimer Road passiert?« wollte ich wissen.

»Verdammt noch mal, ich war nicht dort!« schrie Rob Andrews.

»Wirklich nicht? Wie erklären Sie sich dann, daß man dort Ihren Siegelring fand?« sagte ich, faßte vorsichtig in die Tasche, und als meine Hand wieder zum Vorschein kam, lag auf der Handfläche der goldene Ring. »Das ist doch Ihr Ring, oder?«

Ich konnte mir nicht erklären, was es da zu grinsen gab. Aber Andrews' Gesicht zog sich in die Breite. Er nickte. »Na schön, Ballard. Ich war da.«

»Warum haben Sie es geleugnet?«

Er zuckte mit den Schultern. »Meine Sache.«

»Erzählen Sie uns nun, was gestern nacht geschah?«

»Warum nicht? Ich begegnete einem wunderschönen Mädchen und sprach sie an.«

»Verbrachten Sie die Nacht bei ihr?«

»Ja.«

»Wie heißt sie?«

»Agassmea. Ihre Freundinnen Nata und Borni leisteten uns Gesellschaft.«

»Das sieht dir ähnlich, du Ferkel!« sagte Pater Severin entrüstet.

»Bestimmt sind diese drei Mädchen genauso verkommen wie du!«

Agassmea, Nata und Borni - das waren Namen, die ich noch nie gehört hatte. Ich fragte nach dem Domizil der drei Mädchen, und zu meiner Verblüffung sagte Rob Andrews: »Sie wohnen in der U-Bahn. In den alten Stollen.« Und dann hielt er mit nichts mehr hinter dem Berg. »Goldene Amazonen sind es. Sie kommen aus einer anderen Welt und wollen sich hier ansiedeln. Meine Aufgabe ist es nun, ihnen zu helfen. Die Tigerfrauen werden schon bald in London die Herrschaft antreten!«

Die Tigerfrauen!

Hatte ich mich verhört, oder hatte Rob Andrews wirklich von Tigerfrauen gesprochen? Mädchen, die sich in Raubtiere verwandeln konnten! Sie verbargen sich in der U-Bahn, und Rob Andrews sollte ihnen die Wege ebnen.

Das Raubtiergebrüll war kein Rätsel mehr… Agassmea hatte diesen Mann in ihre Gewalt gebracht! Da sie ihn heute wieder freigelassen hatte, nahm ich an, daß er auf irgendeine Weise von ihr beherrscht wurde.

Er hatte uns reinen Wein eingeschenkt. Wenn er uns am Leben ließ,

brachte das Ärger für Agassmea und ihre Begleiterinnen, denn es lag auf der Hand, daß wir gegen die goldenen Amazonen umgehend etwas unternehmen würden.

Andrews lachte. »Nun wißt ihr Bescheid.«

»Noch nicht ganz. Wieso ließ Agassmea Sie laufen?« fragte ich.

»Ist doch klar. Weil ich jetzt auf ihrer Seite stehe.«

»Deshalb lehnten Sie es vorhin ab, Charlton Hathaway anzurufen.«

»Richtig. Ich muß mir für ihn erst eine plausible Erklärung zurechtlegen.«

»Und was haben Sie mit uns vor?«

Andrews bleckte die Zähne. »Tja, ihr wißt zuviel. Deshalb werde ich dich und den Priester ins Jenseits befördern!«

»Und wie werden Sie das Hathaway erklären?«

»Oh, mir wird schon irgend etwas einfallen«, sagte Rob Andrews und legte auf mich an. Meine Kopfhaut spannte sich.

Und im nächsten Augenblick ging es rund.

Pater Severin hatte unbemerkt ein Buch aus dem Regal gezogen und schleuderte es nun nach Rob Andrews. Der Buchrücken knallte gegen die Brust des Mannes. Andrews fluchte und drückte ab. Doch seine Kanone wies nicht mehr haargenau auf mich, und so pfiff die Kugel an meiner Schläfe vorbei.

Ehe Rob Andrews erneut abdrücken konnte, warf ich mich auf ihn. Ich griff nach seiner Schußhand und stieß sie nach oben. Er riß den rechten Arm hoch, und ich sah, daß ihm die Hand fehlte.

Goldene Amazonen… Hand… Eine goldene Hand hatte sich in meinem Haus gebildet! Sie trug Rob Andrews' Siegelring! All das wirbelte mir blitzartig durch den Kopf, als ich den Armstumpf des Mannes sah.

Agassmea mußte Gewalt über Andrews' Hand gehabt haben.

Vicky und ich hatten die Kraft der goldenen Amazone zu spüren gekriegt. Ich war versessen darauf, Agassmeas Bekanntschaft zu machen.

Doch zuvor mußte ich mit Rob Andrews fertigwerden, denn er würde uns nicht zu den Tigerfrauen lassen. Er stand schützend zwischen uns und ihnen. Eine Hürde, die es zu überwinden galt.

Damit ich es leichter hatte, schaltete sich auch Pater Severin in den Kampf ein. Mit zwei raschen Schritten war er neben mir.

Seine Hände ergriffen Andrews und rissen ihn herum.

Der Mann versuchte freizukommen. Er wollte seine Pistole gegen uns einsetzen, doch Pater Severin kannte einen Griff, der es dem Unterhausabgeordneten unmöglich machte, die Waffe noch länger festzuhalten.

Zornig schrie Rob Andrews auf. Sein Knie schnellte hoch. Er wollte es mir in den Unterleib rammen, doch ich brachte mich rechtzeitig in

Sicherheit. Daraufhin sollte ein gemeiner Tritt mein Knie treffen.

Ich federte zur Seite und schlug mit der Faust zu, damit der Mann gefügig wurde. Stöhnend steckte Rob Andrews den Treffer weg. Pater Severin stand hinter ihm und umklammerte seine Arme.

Wenn Andrews nicht aufgab, brauchte ich ihm jetzt nur einen Kinnhaken zu geben, dann war der Kampf für ihn zu Ende.

»Schluß jetzt, Andrews!« schrie ich.

»Ich bringe euch um!« brüllte Rob Andrews.

Angesichts der Lage, in der er sich befand, hörte sich das lächerlich an, denn Pater Severin hatte ihn bestens im Griff.

»Ich bringe euch um!« brüllte er noch einmal, und dann bewies er uns, daß er dazu in der Lage war…

***

Pater Severin vermochte den Mann auf einmal nicht mehr festzuhalten. Ungeheure Kräfte schienen in Rob Andrews'

Körper zu schießen. Höllenkräfte! Sie stählten seine Muskeln und vervielfachten seine Widerstandsfähigkeit.

Als er seinen Mund aufriß, entrang sich seiner Kehle ein Gebrüll, das kein Mensch ausstoßen konnte. Und Rob Andrews war auch kein Mensch mehr. Ich sah lange Reißzähne, ein blitzendes Raubtiergebiß!

Aus seiner Haut wuchsen Haare. Ein dichtes gelbes Fell wurde daraus, durchzogen von schwarzen Streifen. Beinahe mühelos schüttelte er Pater Severin ab.

Der Priester wurde zur Seite geschleudert und landete unsanft hinter dem Schreibtisch. Ich erhielt einen Tritt, der mich gegen einen Schrank warf. Die Verwandlung setzte sich bei Rob Andrews mittlerweile fort.

Der Mann wurde zum Tiger. Die goldenen Amazonen mußten ihm den Tigerkeim in den Körper gepflanzt haben, und nun entfaltete sich die Bestie, wurde für Pater Severin und mich zur tödlichen Gefahr.

Der Priester war für einen Sekundenbruchteil geschockt, als er sah, was aus Rob Andrews geworden war. Doch dann bewies Pater Severin, daß er nicht einmal vor einem solchen Ungeheuer Respekt hatte.

Er sprang auf. Wir griffen den Tiger gleichzeitig an. Pater Severin lenkte das Monster ab, und ich schlug mit dem magischen Ring zu. Treffer! Der Tiger zuckte heftig zusammen.

Sein Fell sträubte sich, und er stieß einen wilden Laut aus. Auch in der Gestalt des Raubtiers besaß Rob Andrews nur eine Pranke, doch die hätte gereicht, um Pater Severin und mich zu töten, deshalb war es ratsam, sie keine Sekunde aus den Augen zu lassen.

Der Tiger schlug nach mir. Ich wich zur Seite und konterte, während Pater Severin dem Monster die Kehle mit dem Unterarm zudrückte. Ich sah, wie sehr sich der Priester anstrengte, doch er würde es nicht

schaffen, das Tier niederzuringen.
Mein Konterschlag wischte haarscharf an der Tigerschnauze vorbei. Das Biest schnappte sofort nach meinem Arm. Pater Severin wurde wie eine Strohpuppe nach vorn gerissen.
Er vermochte die rasende Bestie nicht zu halten. Um Haaresbreite nur verfehlten mich die mörderischen Reißzähne.
Wie sollten wir den Tiger überwältigen?
Ein Schlag beförderte mich weit zurück. Der Teppich schob sich zusammen, und ich stolperte über eine aufragende Falte.
Lang schlug ich hin. Indessen befreite sich die Bestie von Pater Severin.
Der Priester fegte sämtliche Bücher von einem Fach des Bücherregals. Er riß das Brett heraus und zog es waagerecht durch die Luft. Volltreffer. Das Brett traf die Schnauze des Tigers, und der Priester hatte in den Schlag soviel Kraft gelegt, daß es Rob Andrews gegen die Wand warf.
Mittlerweile stand ich wieder auf den Beinen, und wir gingen in die nächste Runde, die der kräftige Tiger jedoch abermals für sich entschied. Wir waren ihm nicht gewachsen.
Er wirbelte uns durcheinander. Ich versuchte ihn immer wieder mit dem magischen Ring zu treffen, doch das Biest entwickelte dafür einen sechsten Sinn.
Andrews erkannte meine Schläge schon im Ansatz und stellte sich darauf rechtzeitig ein. Mit dröhnendem Gebrüll schmetterte er Pater Severin zu Boden. Mein Herz übersprang einen Schlag.
Ich dachte, der Priester wäre tödlich getroffen, denn er lag auf dem Boden und regte sich nicht. Mein besorgter Blick suchte nach einer lebensgefährlichen Verletzung, doch die wies Pater Severin nicht auf.
Und jetzt bewegte er sich auch wieder. Ich hatte keine Zeit, mich um den Pfarrer zu kümmern, denn der Tiger hatte genug von diesem Spiel. Er wollte die Auseinandersetzung endlich für sich entscheiden.
Wie vom Katapult geschleudert flog er auf mich zu - mit nur einer Pranke. Ich tauchte unter ihrem Schlag weg und erwischte das Scheusal mit einem harten Schwinger seitlich am pelzigen Schädel.
Das Monster brüllte benommen auf, schlug und biß wie toll um sich, und ich hatte große Mühe, einer schweren Verletzung zu entgehen. Der starke Gegner versuchte mich fauchend in die Enge zu treiben.
Ich packte einen Globus und schlug ihn dem Tiger auf den Kopf, und fast im selben Moment kam ich mit dem Ring noch einmal ins Ziel. Damit machte ich dem Tiger zu schaffen.
Aber er gab noch nicht auf. Seine Pranke schoß vor. Ich duckte mich, und die Krallen zerfetzten den Vorhang hinter mir.
Häßlich hörte sich das Ratschen des zerreißenden Stoffes an.
Ich wuchtete mich dem Scheusal entgegen. Vielleicht hätte ein

neuerlicher Treffer mit dem Ring die Vorentscheidung für mich gebracht, aber Rob Andrews bewies, daß er nach wie vor brandgefährlich war, wenngleich die Magie meines Ringes ihn auch geschwächt hatte.

Der Tiger ließ mich auflaufen und sichelte mir die Beine unter dem Körper weg. Ich kam so unverhofft zu Fall, daß sich für Andrews ein gefährlicher Vorteil abzeichnete.

Das Monster wollte sich auch sofort auf mich stürzen… Pater Severin hätte es nicht verhindern können. Innerhalb eines Sekundenbruchteils hatte sich das Blatt wieder gewendet.

Die Bestie stieß sich ab. Da klirrte plötzlich das Glas des Fensters, und, begleitet von einem Splitterregen, sauste ein Mann herein. So schnell, daß man ihm mit den Augen nicht folgen konnte.

Er warf sich gegen den Tiger und rammte ihn zur Seite.

Andrews drehte sich mit einem wütenden Gebrüll um. Der Fremde attackierte die Bestie mit unbeschreiblicher Schnelligkeit.

Andrews vermochte nicht zu reagieren. Jede Abwehrmaßnahme kam zu spät. Obwohl der Mann wie ein Mensch aussah, konnte er keiner sein. Niemand auf der Welt konnte sich mit dieser Geschwindigkeit bewegen.

Doch das war noch nicht alles, wozu der Unbekannte fähig war.

Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können, als in den Händen des Fremden plötzlich Dolche mit scharfen Klingen erschienen.

Blitzschnell schleuderte der Mann sie, bevor ich es verhindern konnte. Töten hätte ich Rob Andrews mit dem Colt Diamondback selbst auch können.

Ich wollte den Roboter des Grauens aber lebend haben, denn er wußte, wo sich das Versteck der Tigerfrauen befand. Ich hatte gehofft, ihn zwingen zu können, uns zu diesem Versteck zu führen.

Diese Hoffnung konnte ich nun begraben. Röchelnd brach der Tiger zusammen. Seine Flanken zuckten. Er hieb mit seinem prankenlosen Arm nach mir, wollte sich noch einmal hochkämpfen, konnte jedoch die Kraft dafür nicht mehr aufbringen.

Die Dolchklingen verzehrten die schwarzen Kräfte, die sich in Rob Andrews befanden. Sie vernichteten den schwarzen Keim, der es dem Mann möglich machte, sich in ein reißendes Ungeheuer zu verwandeln.

Das Tigerfell löste sich auf, und der Mensch kam wieder zum Vorschein. Die Dolche blieben nur solange in dem Leichnam stecken, bis die schwarzen Kräfte ihn vollends verlassen hatten.

Dann verschwanden die Waffen, und die Wunden schlossen sich. Auf dem Teppich lag ein unverletzter Mensch, dessen Tod dem Polizeiarzt mit Sicherheit einige Rätsel aufgeben würde.

Nun wußten wir es: Thar-pex war der Name des blonden Kämpfers, und er stammte aus der Welt des Guten - genau wie Pakka-dee und Fystanat. Als ich ihm mitteilte, daß ich mit den Mitgliedern des »Weißen Kreises« befreundet war, erklärte er, daß er beabsichtige, sich dieser Vereinigung anzuschließen.

Aus diesem Grund wäre er zu uns auf die Erde gekommen.

Aber er hatte noch einen anderen Grund, und der hieß Agassmea. Ich erfuhr in allen Einzelheiten, wer Agassmea war, und mich schauderte vor der Grausamkeit dieses Mädchens.

Brian Colley alias Thar-pex berichtete, daß er den goldenen Amazonen dicht auf den Fersen gewesen sei, dann habe er die Tigerfrauen aber aus den Augen verloren.

»Ich versuchte alles, um ihre Spur wiederzufinden, hatte damit jedoch bis jetzt noch kein Glück«, sagte der blonde Mann aus der Welt des Guten. »Doch in einer U-Bahn-Station ging dieser Mann an mir vorbei«, fuhr Thar-pex fort und wies auf Rob Andrews. »Ich spürte die Tigerstrahlung. Das veranlaßte mich, ihm zu folgen, und ich denke, ich habe euch beide vor dem sicheren Tod gerettet.«

»Deine Hilfe war uns zwar willkommen, mein Sohn«, sagte Pater Severin, »doch ich glaube, daß Tony Ballard und ich mit der Bestie auch ohne dein Eingreifen fertiggeworden wären.«

Thar-pex widersprach ihm nicht. Er mochte den schlagkräftigen Mann Gottes. Ich erzählte Brian Colley alias Thar-pex von Fystanats Schicksal. Der Mann aus der Welt des Guten wußte nichts davon.

Mason Marchand alias Fystanat sollte von dem Silberdämon Metal und dessen Freundin, der Zauberin Arma, abgefangen werden, damit er sich nicht dem »Weißen Kreis« anschließen konnte.

Metal brachte den Sarg der tausend Tode mit, in dem Marchand ein schreckliches Ende finden sollte. Doch nicht er stürzte letzten Endes in diese silberne Totenkiste, sondern Arma.

Sie starb qualvoll. Seither sann Metal nach Rache. Doch dieses Abenteuer blieb für Fystanat nicht ohne Folgen. Arma hatte magische Ratten geschaffen, deren Biß Mason Marchand lähmte. [3]

Und gelähmt war er heute noch. Steif wie ein Brett lag er in Daryl Crennas Haus und war nutzlos für den »Weißen Kreis«.

Eigentlich war er eine Belastung für die Mitglieder dieser Vereinigung, doch das bekam er niemals zu hören.

Er konnte schließlich nichts dafür, daß ihn dieses deprimierende Schicksal ereilte. Seit Monaten suchten die Mitglieder des

»Weißen Kreises« nun schon nach einer Möglichkeit, Fystanat zu helfen.

Bisher hatten sie noch keinen Erfolg zu verzeichnen, und es war verständlich, daß der Gelähmte von Tag zu Tag mehr unter seiner aussichtslos scheinenden Situation litt.

Thar-pex wirkte erschüttert, als ich geendet hatte. »Man muß ihm helfen können«, sagte er mit fester Stimme. »Ich bin davon überzeugt, daß Fystanat eine echte Chance hat. Ich werde dieses Problem anpacken. Später. Wenn wir Agassmea, Nata und Borni vernichtet haben.«

»Sie befinden sich in den alten Stollen der U-Bahn«, sagte ich.

»Das wissen wir von Rob Andrews.«

»Es muß davon Pläne geben«, sagte Pater Severin.

Ich grinste ihn an. »Man sieht, Sie denken mit.«

»Ist doch das mindeste, was man von mir verlangen kann«, gab Pater Severin zurück.

Ich begab mich zum Telefon, denn nun brauchte ich wieder einmal Tucker Peckinpahs rasche, unbürokratische Unterstützung. Der Industrielle meldete sich.

»Der MI 5 braucht Rob Andrews nicht mehr länger zu suchen, Partner«, sagte ich.

»Haben Sie ihn aufgestöbert?«

»Ja. Gemeinsam mit Pater Severin.«

»Wo?«

»Er kam einfach nach Hause.«

»Ist ja ein Ding. Und?«

»Jetzt ist er tot.«

»Meine Güte, Tony, ließ sich das nicht vermeiden?«

»Leider nein«, erwiderte ich und gab dem Industriellen einen lückenlosen Bericht, in dem auch Brian Colley alias Thar-pex vorkam. Als ich von den Plänen der alten U-Bahn-Stollen sprach, sagte mein Partner:

»Ich kümmere mich sofort darum. Kommen Sie zu mir, Tony. Wenn Sie hier eintreffen, wird alles, was Sie brauchen, für Sie bereitliegen.«

»Wunderbar«, sagte ich und legte auf.

***

Der Mann hieß Hank Marlowe und arbeitete als Ingenieur bei der U-Bahn. Er hatte Plankopien mitgebracht und erwartete uns im Hause Tucker Peckinpahs. Major Charlton Hathaway hatte inzwischen die Suche nach Rob Andrews abgebrochen und entsprechende Maßnahmen veranlaßt, daß man den toten Unterhausabgeordneten aus seinem Haus abholte.

Keinem von uns würde aus Andrews' Tod Schwierigkeiten erwachsen. Dem Mann war nicht mehr zu helfen gewesen. Als Roboter des Grauens hätte er sein Leben auf keinen Fall behalten dürfen, denn er hätte nur noch nach Agassmeas Willen gehandelt und den Menschen damit geschadet.

»Schade um Andrews«, sagte Tucker Peckinpah. »Er war im

Unterhaus einer der Besten. Bestand keine Hoffnung, ihn noch mal umzudrehen?«

Ich schüttelte ernst den Kopf. »Er war für die Menschheit in dem Augenblick verloren, als ihn die Tigerfrauen in ihre Gewalt bekamen.«

Nun war Hank Marlowe an der Reihe. Wir standen um den großen Tisch herum, auf dem die Pläne bereits ausgebreitet waren. Der Ingenieur begann mit seinen Ausführungen.

»Im Jahre 1892 wurden die U-Bahn-Tunnelbauarbeiten in Angriff genommen. Mit primitivsten Mitteln arbeitete man damals, baute Stollen und Quergänge und leistete für die damalige Zeit Beachtliches. Aber dann kam es zu einer Katastrophe - mehrere Stollen stürzten ein. Zahlreiche Arbeiter wurden verschüttet, und die Bergungsarbeiten verschlangen so viel Geld, daß die Baufirma pleite ging. Man gab das Bauvorhaben auf. Die Stollen verfielen. Niemand kümmerte sich mehr um sie. Als einige Jahre später eine andere Firma daranging, das U-Bahn-Projekt zu realisieren, bezog man die alten Stollen in das neue Netz nicht mit ein, sondern führte die neuen Tunnel daran vorbei. Das alte Bauwerk geriet in Vergessenheit.«

Marlowe unterstützte seine Ausführungen mit Hilfe der Pläne.

Er zeigte uns die alten Stollen und die neuen, die daran vorbeiführten. Wir erfuhren, welche Tunnels völlig unpassierbar und welche noch gut erhalten waren.

»Sie haben hier einen Fuchsbau vor sich«, bemerkte Marlowe.

Ich nickte. »Viele Gänge, viele Stollen… Viele Möglichkeiten, sich zu verstecken.«

Einer der Tunnels reichte bis an die U-Bahn-Station Latimer Road heran. Pater Severin wies darauf.

»Hier muß sich irgendwo der Einstieg in Agassmeas Unterwelt befinden«, sagte er.

»Brauchen Sie die Plankopien, Mr. Marlowe?« fragte ich.

»Nein, die können Sie haben.«

Ich raffte sie zusammen und sagte, an Pater Severin und Brian Colley gewandt: »Wir sehen uns das an Ort und Stelle an.«

»Ich habe in weiser Voraussicht drei lichtstarke Stablampen besorgt«, sagte Tucker Peckinpah.

Ich grinste. »Wenn mal ein Besserer als Sie auf die Welt kommt, müssen Sie älter sein als Methusalem.«

Wir verließen Peckinpahs Haus und fuhren auf dem kürzesten Weg zur Latimer Road. Tucker Peckinpah informierte inzwischen Charlton Hathaway und das U-Bahn-Personal.

Niemand hinderte uns daran, den Tunnel zu betreten. Wir knipsten unsere Stablampen an. Brian Colley und Pater Severin breiteten den Plan aus, der für uns im Moment in Frage kam.

»Hier muß sich irgendwo das Schlupfloch befinden«, meinte der

Mann aus der Welt des Guten.
Wir schritten an der Tunnelwand entlang. Jeden Zentimeter davon nahmen wir genau unter die Lupe. Ich hatte meine magische Streitaxt aus dem Kofferraum des Peugeot genommen und hielt sie nun fest in meiner Hand.
Mr. Silver und ich hatten diese Waffe erbeutet, als wir gegen die gelben Drachen kämpften. Sie hatte einen schwarzen Ebenholzschaft - blankes, scharfes Metall auf der einen, eine gefährliche Spitze auf der anderen Seite.
Da sie etwas unhandlich war, konnte ich sie nicht überallhin mitnehmen, aber sie hatte mir schon wertvolle Dienste geleistet, und ich gedachte, sie unerbittlich gegen die Tigerfrauen einzusetzen.
»Moment mal!« sagte Brian Colley alias Thar-pex. Er verfügte über den besseren Instinkt. Nun schien er etwas zu wittern.
Ich warf einen Blick auf den Plan. Der alte und der neue Tunnel stießen hier in schrägem Winkel zusammen. Natürlich hatte man den alten Stollen abgemauert, doch der Mann aus der Welt des Guten führte uns an ein unscheinbares Schlupfloch heran, das mit Steinen ausgefüllt war.
Der Schein seiner Stablampe heftete sich auf die betreffende Stelle. »Hier sind wir richtig, Tony«, sagte er und begann das Loch freizulegen.
Mein Herz schlug schneller. In Kürze würden wir den gefährlichen Tigerfrauen gegenüberstehen. Würden wir den Kampf auf Leben und Tod, zu dem es unweigerlich kommen würde, alle überstehen?
Um Thar-pex machte ich mir keine Sorgen. Ich hatte ihn kämpfen sehen. Er war mit Rob Andrews, dem Roboter des Grauens, im Blitztempo fertiggeworden — und das im wahrsten Sinne des Wortes.
Meine Sorge galt Pater Severin. Er war zwar ein äußerst mutiger Mann, aber ihm fehlte die Kampferfahrung, die zum Beispiel ich mitbrachte. Außerdem lehnte er Waffen ab, die geeignet waren, einen Gegner zu töten.
Ich hatte ihm vorhin meinen Colt Diamondback überlassen wollen, doch er hatte die Waffe nicht angenommen. »Ich vertraue lieber auf mein geweihtes Silberkreuz«, hatte er gesagt.
Thar-pex hatte inzwischen sämtliche Steine der Öffnung entfernt und schlüpfte als erster durch das Loch in den alten U-Bahn-Stollen. Ich folgte ihm. Pater Severin bildete das Schlußlicht.
Unsere Lichtfinger — ausgesandt von den Stablampen —tasteten über morsche Ziegelbogen und feuchte Wände, glitten über Schuttberge und spiegelten sich in schwarzen Pfützen.
»Agassmeas Versteck!« zischte der Mann aus der Welt des Guten. »Wir haben es gefunden!«
»Ob die Tigerfrauen wissen, daß wir hier sind?« fragte Pater Severin.

»Anzunehmen«, sagte Thar-pex. »Ihr habt gesehen, wie gefährlich Rob Andrews war. Agassmea, Nata und Borni übertreffen ihn noch an Kraft, Grausamkeit und Tücke! Also: Vorsicht!«

Ich stand wie unter Strom. Modergeruch wehte uns kaltfeucht entgegen. Wir mußten der friedlichen Stille, die in diesen Gewölben herrschte, mißtrauen, denn irgendwo lagen die goldenen Amazonen auf der Lauer.

Wir kannten Rob Andrews' Schicksal. Wenn wir nicht ebenfalls zu Robotern des Grauens werden wollten, mußten wir höllisch auf der Hut sein. Brian Colley setzte sich langsam in Bewegung.

Wir folgten ihm, nahmen den Plan zu Hilfe und überlegten uns, wo die Tigerfrauen aufzustöbern sein würden.

»Es hat wenig Sinn, wenn wir aneinanderkleben«, meinte Thar-pex, als wir einen Quergang erreichten. »Ich werde deshalb diese Richtung einschlagen. Solltet ihr auf die Tigerfrauen stoßen — ein Pfiff genügt, ich komme sofort.«

»In Ordnung«, sagte ich, und der Mann aus der Welt des Guten eilte davon.

Pater Severin legte mir die Hand auf die Schulter. »Hab' keine Angst, mein Sohn, ich bin bei dir.«

Ich nickte. »Sie wissen nicht, wie ungemein mich das beruhigt.«

***

Agassmea wußte es sofort: Eindringlinge! Sie wußte aber auch, daß Rob Andrews nicht mehr lebte. Die Verbindung, die zwischen dem Roboter des Grauens und den Tigerfrauen bestanden hatte, war abgerissen.

Der Mann war für Agassmea und ihre Getreuen verloren, doch das war kein Malheur. Sie konnten sich jederzeit andere Opfer holen. Die U-Bahn-Station Latimer Road war ein hervorragendes Jagdgebiet für sie.

Agassmea beschloß, eine Gruppe von Robotern zu schaffen.

Noch heute nacht wollte sie das in Angriff nehmen, um die Basis des Schreckens, auf der sie operieren würde, so breit wie möglich anzulegen.

Doch nun schienen wahnwitzige Eindringlinge die Absicht zu haben, ihre Pläne zu durchkreuzen. Über diese Unverfrorenheit ärgerte sich Agassmea.

Ihre Augen wurden schmal. »Sie schleichen durch die Stollen!«

fauchte sie. »Sie suchen uns in Tunnels, Nischen und Gängen. Nun, wir werden dafür sorgen, daß sie uns finden.«

»Willst du auch aus ihnen Diener machen?« fragte Nata.

Agassmea schüttelte den Kopf. »Nein, diese frechen Eindringlinge werden wir fressen.«

Borni lächelte kalt. »Das ist ein Wort, Agassmea.«

»Keine Gefangenen!« sagte Nata. »Das gefällt mir auch besser.«

»Ihr hattet genug Zeit, euch mit dieser Umgebung vertraut zu machen«, sagte Agassmea. »Sucht die besten Positionen auf und legt euch auf die Lauer. Greift die Eindringlinge an, sobald ihr sie seht, und tötet sie. *Tötet sie!«*

***

Pater Severin stolperte über einen Stein und wäre beinahe in.

einer Pfütze gelandet. Ich konnte es gerade noch verhindern, indem ich ihn packte und zurückriß.

Er schmunzelte. »Man sollte meinen, daß ich fest im Leben stehe, bei meinen großen Latschen.«

Ich richtete das Licht der Lampe auf seine Schuhe. »Nächste Größe Geigenkasten«, sagte ich. »Mit so großen Füßen könnte ich auch nicht ordentlich gehen.«

»Bitte keine abwertenden Äußerungen, mein Sohn, du hast einen Mann Gottes vor dir.«

Wir setzten unseren Weg fort. Thar-pex hatten wir völlig aus den Augen verloren. Nicht einmal den starken Schein seiner Stablampe sahen wir mehr. Ich hoffte, daß sich die Tigerfrauen nicht auf ihn allein konzentrierten.

Er war zwar schneller als sie, aber viele Hunde sind des Hasen Tod. Oder abgewandelt: Viele Tiger sind des Thar-pex Tod…

Der Stollen, in dem wir uns befanden, endete nach zwanzig Metern vor einem riesigen Schuttberg.

»Hier geht es nicht weiter«, sagte ich.

»Dann kehren wir eben um. Gleich rechts gibt es einen schmalen Gang«, sagte Pater Severin.

»Mal sehen, wohin der führt«, sagte ich und zog den Plan zu Rate.

Der Gang verband diesen mit einem anderen Stollen, Ich ließ dem Priester den Vortritt, und als wir den Parallelstollen erreichten, wuchsen plötzlich zwei bildschöne goldene Mädchen buchstäblich aus dem Boden.

Man sah den Amazonen ihre Gefährlichkeit nicht an. Ich konnte mir vorstellen, daß Rob Andrews, der Schürzenjäger, von soviel Schönheit geblendet gewesen war.

Er war garantiert nicht auf die Idee gekommen, in Lebensgefahr zu schweben, als ihm Agassmea begegnete. Doch in diesem Augenblick war sein Schicksal besiegelt gewesen, es hatte für ihn kein Entrinnen mehr gegeben.

Zwei Mädchen. Wie eineiige Zwillinge sahen sie aus. Wo war die dritte? Wen hatten wir vor uns? Nata und Borni? Oder war eine von beiden Agassmea? Sie standen mit leicht gegrätschten Beinen in

diesem düsteren Tunnel und blickten uns kalt an.

Sie trugen Tigerzähne an einer Kette um den Hals, einen knappen Lederbikini, der kaum etwas von ihren Reizen verbarg; ihr rechter Arm war gepanzert und in der linken Hand hielten sie ein Schwert.

Ich weiß nicht, wie es Pater Severin erging, der an das Gelöbnis gebunden war, in Keuschheit zu leben. Mir heizte der Anblick dieser beiden makellosen Mädchen jedenfalls gehörig ein.

Aber sie vermochten mich mit ihrer Schönheit nicht zu blenden, wenngleich ich mir eingestehen mußte, daß es für mich sehr schwierig sein würde, in ihnen Todfeindinnen zu sehen, die ich vernichten mußte.

Sie bewegten sich synchron und so geschmeidig wie Katzen.

Würden sie sich in reißende Tiger verwandeln? Mir wäre es fast lieber gewesen, denn ein Raubtier hätte ich bedenkenloser bekämpfen können.

Beide Amazonen hoben ihr Schwert. Ich legte meine Stablampe auf einen Mauervorsprung, ohne sie auszuschalten. Nun brauchte ich sie nicht mehr zu halten und hatte beide Hände für den bevorstehenden Kampf zur Verfügung.

Auch Pater Severin trennte sich von seiner Lampe. Er klemmte sie zwischen zwei Ziegelsteine und nahm sein geweihtes Silberkreuz, das an einer Kette hing, in die Hand.

Ich spannte meine Muskeln. Eine Schwertspitze war auf meine Brust gerichtet. Ich konzentrierte mich auf meine Gegnerin und hoffte, daß das Kruzifix in Pater Severins Hand ausreichte, um die andere Amazone auf Distanz zu halten.

Während ich mein Gegenüber, diesen gefährlichen goldenen Todesengel, keine Sekunde aus den Augen ließ, umschloß meine zweite Hand den Stiel der magischen Streitaxt.

Gleich würde die Amazone mich angreifen. Ich wartete mit verkanteten Zügen auf diesen Moment. Plötzlich war er da. Das Mädchen stieß ein haßerfültes Fauchen aus und federte vorwärts.

Die Schwertspitze sollte mir in die Brust dringen, doch ich drehte mich zur Seite und schlug mit der Axt nach der Waffe.

Klirrend prallte Metall auf Metall. Rotglühende Funken spritzen nach allen Seiten davon, und meine Gegnerin stieß einen überraschten Schrei aus.

Sie hatte zum erstenmal die Magie meiner Waffe zu spüren bekommen und wußte nun, daß ich ihr mit der Streitaxt sehr gefährlich werden konnte. Wütend wich sie zurück.

Doch nur für einen Augenblick, dann griff sie wieder an, und zwar mit einer Wildheit, die mich erschreckte. Fast spielend vermochte sie mich in die Defensive zu drängen.

Was immer ich tat, um Oberwasser zu bekommen, ging daneben. Das

goldene Mädchen war schnell und wendig. Und ich fiel auf ihre vielen intelligenten Finten immer wieder herein.

Zurückweichend stieß ich mit den Hacken gegen einen Schuttberg, verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Ziegel.

Die harten Steine bohrten sich schmerzhaft in meinen Rücken.

Das gefährliche Mädchen stieß einen grellen Triumphgeschrei aus. Mit beiden Händen schwang die goldene Amazone jetzt ihr Schwert hoch. Sie wollte mir mit einem kraftvollen Hieb den Schädel spalten, und bestimmt wäre ihr das auch gelungen, wenn ich mich nicht in Gedankenschnelle zur Seite gewälzt hätte.

Mit unbeschreiblicher Wucht traf das Schwert die Ziegel und…

brach. Ja, die Klinge ging zehn Zentimeter unterhalb des Griffs zu Bruch. Klirrend schlitterte das Metall über den Schuttberg und blieb auf dem feuchten Tunnelboden liegen.

Wutentbrannt schleuderte das Mädchen die unbrauchbar gewordene Waffe nach mir, ohne mich zu treffen. Als ich wieder auf den Beinen stand und zum Gegenangriff übergehen wollte, verwandelte sich die goldene Amazone in einen aggressiv knurrenden Tiger!

Pater Severin hatte der anderen Amazone das geweihte Kruzifix entgegengehalten, doch sie griff ihn trotzdem an. Wild wie eine Furie schlug und stach sie auf den Priester ein, und der Mann Gottes mußte einen Tanz mit verrückten Verrenkungen aufführen, um einem tödlichen Treffer zu entgehen.

Auch ihn drängte die goldene Amazone mehr und mehr zurück.

Als er gegen eine Wand stieß und keinen weiteren Schritt mehr zurückweichen konnte, brach ihm der kalte Schweiß aus allen Poren.

Das Mädchen lächelte eisig, holte aus und wollte dem Pfarrer den Todesstoß geben. Da schleuderte Pater Severin sein Kreuz.

Blitzend flog es durch die Luft, prallte gegen die Schwertklinge und schlang sich mit der Kette um den Griff.

Die Amazone kreischte und ließ das Schwert augenblicklich fallen. Pater Severin ließ nichts anbrennen. Er stieß sich von der Wand ab, bückte sich, nahm das Schwert auf und schlug damit nach dem Kopf des Mädchens.

Er achtete aber darauf, daß er die goldene Amazone mit der Breitseite der Klinge traf. Es widerstrebte ihm, seine Gegner zu töten. Dazu rang er sich nur durch, wenn sie ihm absolut keine andere Wahl ließen.

Die Schwertklinge hieb gegen die Schläfe der Amazone, und das Mädchen brach wie vom Blitz getroffen zusammen.

Ich sah es, und ich gratulierte Pater Severin im Geist zu diesem großen Erfolg, aber dann mußte ich mich wieder voll auf das Mädchen konzentrieren, das zum Tiger geworden war.

Brüllend stürzte sich das Scheusal auf mich. Ich schnellte zurück und

schlug mit der magischen Streitaxt zu. Ganz knapp verfehlte ich die Tigerfrau.

Ihre Pranke fegte so haarscharf an meinem Gesicht vorbei, daß sich mein Herz unwillkürlich zusammenkrampfte. Wenn ich diese reißende Bestie besiegen wollte, mußte ich einen Zahn zulegen.

Das Scheusal setzte zu einem neuerlichen Sprung an. Ehe sich die Tigerfrau abstoßen konnte, wuchtete ich mich ihr mit einer wahren Todesverachtung entgegen.

Ich mußte das letzte Risiko eingehen, um sie zu bezwingen. Die magische Streitaxt sauste von oben auf das Untier herab.

Die Spitze der Waffe bohrte sich tief in den Schädel des Raubtiers und zerstörte den Geist, der es beherrschte. Der Tiger verendete. Ich riß die Axt aus seinem Schädel und sah, wie sich die Bestie zurückverwandelte.

Aus dem Raubtier wurde wieder das bildschöne Mädchen. Doch ihre Haut war nicht mehr golden, sondern weiß und kalt wie Marmor —- und die Haut wurde immer heller, verwandelte sich in eine strahlende Lichtquelle, und als diese erlosch, war die Amazone verschwunden.

Ich drehte mich atemlos um, denn Pater Severin hatte seine Gegnerin nur bewußtlos geschlagen. Wer immer sie war — ob Nata, Borni oder Agassmea —, sie durfte nicht am Leben bleiben.

Ich mußte das tun, was Pater Severin mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte: Ich mußte die goldene Amazone töten!

Freunde, ich bekam einen gehörigen Schreck, als ich sah, daß der Platz, wo das gefährliche Mädchen noch vor wenigen Augenblicken gelegen hatte, leer war.

***

»Wo ist sie?« fragte ich den Priester. Das Schwert der Amazone paßte nicht zu ihm, aber er hielt es immer noch in seiner Hand.

»Sie kam soeben zu sich und ergriff sogleich die Flucht.«

»Welche Richtung?« wollte ich wissen.

Pater Severin zeigte es mir mit dem Schwert. Im selben Moment dröhnte Tigergebrüll durch die Stollen. Ich vermutete, daß nun Thar-pex Kontakt mit einer oder zwei Tigerfrauen bekommen hatte.

»Thar-pex!« stieß der Priester aufgeregt hervor.

Ich nickte hastig. »Kommen Sie, wir müssen ihm helfen!«

Wir schnappten uns unsere Lampen und hetzten durch den Tunnel. Der Lichtschein hüpfte wie verrückt auf und ab. Der Stollen krümmte sich nach rechts, und wenige Sekunden später entdeckten wir zwei Raubtiere, die es irgendwie geschafft hatten, den schnellen Thar-pex zu Fall bringen.

Der Mann aus der Welt des Guten lag auf dem Boden. Schlamm spritzte, wenn er sich bewegte. Soeben erschienen in seinen Händen

Dolche mit glühenden Klingen, und als die Tigerfrauen ihn angriffen, stach er damit zu.

Aber er traf sie nicht. Ich hetzte zu ihm. »Bleiben Sie zurück!«

rief ich dem Priester zu. Er hatte sich vorhin wacker geschlagen, aber ich wollte dennoch nicht, daß er sich noch einmal in Gefahr begab.

Eine der beiden Tigerfrauen schnellte herum und wandte sich mir zu. Sie sprang, ich wich aus und schlug mit der magischen Streitaxt zu. Die scharfe Schneide rasierte die Tigerschnauze.

Schwarzes Blut schoß aus einer Wunde. Das Raubtier federte zurück und wischte sich mit der langen Zunge über die Verletzung.

Fauchend und knurrend versuchte die Bestie, mich mit den Pranken zu erwischen.

Doch ich achtete auf einen beruhigenden Sicherheitsabstand, den ich nur dann verringerte, wenn ich das Biest mit der Axt attackierte. Gleich danach sprang ich wieder zurück.

Abermals drehte ich die Streitaxt. Die Spitze sauste auf den großen Tigerschädel herab, doch im allerletzten Moment zuckte der Raubtierkopf zur Seite, und der Hieb ging daneben.

Ich fluchte. Der Tiger schlug mir die Axt beinahe aus den Händen. Das brachte mich auf hundert. Verdammt noch mal, es mußte dem angeschlagenen Scheusal doch beizukommen sein.

Ich sprang nach rechts. Der Prankenhieb des Tigers hatte meine Streitaxt gedreht. Es fiel mir nicht auf. Als ich zuschlug, wies nicht die Spitze nach unten, sondern die rasiermesserscharfe Schneide, und damit trennte ich dem Raubtier den Schädel vom Rumpf.

Auch diesmal setzte sofort die Rückverwandlung ein. Mein Magen drehte sich um, als ich ein geköpftes Mädchen vor mir liegen sah, doch zum Glück löste sich die Amazone Augenblicke später auf.

»Tony!« schrie in diesem Moment Thar-pex.

Ich fuhr herum.

»Agassmea flieht!« schrie der Mann aus der Welt des Guten.

Woher wußte er, daß die fliehende Amazone — sie hatte ihr ursprüngliches Aussehen wieder angenommen — Agassmea war? War er in der Lage gewesen, die drei Mädchen, die sich aufs Haar geglichen hatten, zu unterscheiden?

Er schleuderte dem Mädchen seine Dolche nach, traf sie jedoch nicht. Dann startete Brian Colley alias Thar-pex. Wie ein Blitzstrahl fegte der Mann aus der Welt des Guten hinter Agassmea her.

Doch sie hatte dafür gesorgt, daß er sie trotz seiner enormen Schnelligkeit nicht einholen konnte. In vollem Überschall-Lauf prallte Thar-pex gegen eine unsichtbare Wand und ging zu Boden.

Jetzt wurde die Wand milchig. Was sich dahinter befand, war nicht mehr zu sehen. Doch deswegen war Agassmea noch nicht gerettet. Ich war davon überzeugt, die magische Wand mit meiner Streitaxt

zertrümmern zu können.

Thar-pex lag immer noch benommen auf dem Boden. Pater Severin warf das Amazonenschwert weg, begab sich zu ihm und kümmerte sich um ihn, während ich viel Kraft in meinen Schlag legte.

Die Klinge hieb gegen das harte Hindernis. Magie prallte gegen Magie, und jene, die sich in meiner Axt befand, war stärker.

Klirrend und splitternd flog die Wand auseinander, und ich jagte los, doch schon bald mußte ich erkennen, daß es Agassmea geschafft hatte.

Der goldenen Amazone war die Flucht gelungen.

»Kann sein, daß sie sich in eine andere Dimension absetzt«, sagte Thar-pex. »Kann aber auch sein, daß sie aus Trotz hierbleibt. In diesem Fall werden wir wohl bald wieder von ihr hören.«

»Das möge der Herr verhindern«, sagte Pater Severin.

Wir saßen in meinem Wagen und fuhren zu Daryl Crennas Haus. Brian Colley hatte eine weite Reise und einen kräfteraubenden Kampf hinter sich. Bei Pakka-dee würde er Ruhe und Erholung finden und zu neuen Kräften kommen.

Er würde sie brauchen, denn der Kampf hatte für ihn erst begonnen…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 32 »Das Schädelhaus im Todesmoor«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 29 »Hexenjäger aus dem Gestern«, Tony Ballard Nr. 30 »Vampir-Terror«

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 22 »Der Sarg der tausend Tode«